Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

22. Jahrgang. Elkhart, Ind., 6. November 1901. No. 45.

Aus Mennonitischen Kreisen

Ein Sonntag zu Langnau in der Schweiz.

Endlich sollte ein längst gehegter Wunsch für uns in Erfüllung gehen. Wir durften die Heimat unserer Altväter im schönen Emmenthal sehen und kennen lernen. Am Samstagnachmittag (20. Juli) fuhren wir von Luzern ab. Rasch brachte uns die Eisenbahn unserem Ziele näher. Es war eine außerordentlich schöne, interessante Fahrt. Immer enger ward das Thal, immer höher die Berge, die links und rechts sich auftürmten mit ihren prachtvollen grünmattigen Abhängen und ihren dunkeln, waldbewachsenen Gipfeln. Wild schäumte die Emme dahin über mächtiges Felsengeröll, häufig gespeist von Zuflüssen, die in schönen Wasserfällen von den steilen Bergeshängen herabstürzten. Hin und wieder grüßten uns aus weiter Ferne die im Silberglanze ewigen Schnees ruhenden Berner Hochalpen, wunderbar beleuchtet von dem Abendrot der untergehenden Sonne. In Scholzmatt hatten wir die Wasserscheide erreicht Nun ging es abwärts das Ilfisthal entlang. Das Großartige der Alpenwelt schwindet, das Anmutige, Liebliche schweizerischer Thäler der Gebirgswelt zeigt sich im schönsten Gewande. Bis auf die Gipfel sind malerisch hübsch die Bergeshänge mit einzelnen zerstreut liegenden Bauergehöften übersäet. Staunend verweilt das Auge bei ihnen und unwillkürlich kommt der Gedanke, wie es denn nur möglich ist, an so steilen Abhängen zu wohnen und zu weilen, wo es uns schon schwierig dünkt zu gehen, ohne zu rutschen und abwärts zu stürzen. Wohnlicher erscheint es uns im Thale, wo die saubern Dörfer mit ihren gefälligen Holzhäusern, die als Schweizerhäuser bei uns wohlbekannt sind, einen gar freundlichen Anblick gewährten.

Es war Abend geworden, als wir nach Langnau kamen. Leider war unsere zweite Mitteilung, die wir bei Abänderung unserer Reise an Br. Kipfer schickten, noch nicht an ihrem Ziele angelangt. So kam's, daß wir niemand am Bahnhof antrafen und uns allein den Weg nach Kettenbach suchen mußten. Es fiel uns dies bei dem mangelnden Verständnis des schweizerischen Dialekts nicht so leicht. Schließlich fanden wir uns doch zurecht und gelangten wohlbehalten bei Br. Kipfer (im Versammlungshaus Kehr) an, der uns freundlich willkommen hieß. Er hatte noch eine erbauliche Versammlung in der Stadt zu leiten. Unterdes machten wir einen unvergeßlich schönen Abendspaziergang auf eine nahe Bergeshöhe. Da hatten wir Gelegenheit, die schöne Heimat unserer Urväter in herrlicher Abendbeleuchtung uns genau zu betrachten. Wir lernten verstehen, warum der Schweizer sein Heimatland so lieb hat, und mächtig ergriffen fühlten wir etwas von der Größe des Opfers, das einst unsere Glaubensgenossen brachten, als sie um ihres Glaubens willen ihre geliebten Berge und Thäler, Haus und Hof, Weib und Kind verließen, um in fremdem Land eine neue Heimat zu finden, wo sie doch ihres Glaubens leben durften.

Am Sonntagvormittag um 9 Uhr fand in dem geräumigen Versammlungslokal, das im ersten Stockwerk des großen Versammlungshauses sich befindet, Kindergottesdienst statt, den Br. Kipfer unterstützt von vier Helfern und einer Helferin leitete. Er war nach amerikanischem Muster in Gruppen eingerichtet. Zuerst behandelten die einzelnen Gruppen die Schriftlektion des Tages, wie sie in einer Sammlung von Lektionen für den Kindergottesdienst, aus dem Amerikanischen übersetzt, verzeichnet war. Alle Beteiligten hatten dieselbe in den Händen. Darin sind auch eingehende Winke für die Behandlung des Schriftwortes und eine genaue Erklärung derselben gegeben. Darnach hat Br. Kipfer in geschickter Weise den behandelten Lehrstoff noch einmal rekapituliert und die daraus sich ergebenden Mahnungen den Kindern trefflich ans Herz gelegt. Dann wurden die Kinder, nachdem ihre Präsenzliste genau festgestellt war, mit schönen Bibelsprüchen oder Bildern beschenkt entlassen. Es mögen ca. 150 Kinder, die wohl zum größten Teil der evangelischen Bevölkerung der Stadt angehörten, sich an diesem Kindergottesdienst beteiligt haben. Was uns dabei besonders freute, ist die treue und hingebende Mitarbeit der jungen Kräfte aus der Gemeinde. Möchten sie durch Gottes Güte viel Segen und Gewinn damit geben und empfangen.

Um 2 Uhr fand der Hauptgottesdienst statt. Br. Kipfer und ebenso der Aelteste Br. Gerber waren verhindert daran teilzunehmen, da sie in der Nähe an anderen Orten Versammlungen zu leiten hatten. Ich ward gebeten, die Abhaltung des Gottesdienstes zu übernehmen. Das that ich dann auch. Andächtig lauschten die zahlreich Erschienenen der Auslegung des Bibelwortes, Apstg. 5, 17—32. Fast der ganze Saal war dicht gefüllt. Die meisten hatten weit, mitunter zwei bis drei Stunden weit, zu gehen. Daß sie trotz der herrschenden großen Hitze den weiten mühsamen Weg nicht scheuten, um ihre gottesdienstliche Versammlung zu besuchen, legt ein schönes Zeugnis ihres regen und thätigen religiösen Gemeinsinns ab. Als dann nach dem Schluß des Gottesdienstes die l. Brüder in ihrer einfachen schlichten schweizerischen Bauerntracht mit warmem kräftigem Händedruck mich begrüßten und so freundlich auf mich einsprachen, wovon ich leider wenig verstand, da mußte ich unwillkürlich denken: Das sind noch die Alten, dieselben hageren, rauhe, harte Arbeit gewohnten Gebirgsleute mit ihrem ernsten, frommen, tief religiösen Sinn, wie sie uns aus frühester Zeit geschildert werden.

Der Kirchenchor, welcher unter der bewährten Leitung eines Bruders ein schönes Lied vorgetragen hatte, beabsichtigte einer sehr löblichen Sitte folgend einen Kranken, der 1½ Stunde entfernt auf weiter Höhe wohnte, durch Vortrag einiger Lieder zu erquicken. Ich ward freundlichst eingeladen, mich an dem Gang zu beteiligen. Gerne hätte ich es gethan; aber ich glaubte ablehnen zu müssen, da ich wegen eines heftigen Magenübels die Beschwerden des Marsches fürchtete. Dagegen nahm ich die Einladung, einen näher gelegenen Bauernhof zu besuchen, dankend an. Br. Salzmann von Langnau und der zweitälteste Sohn von Br. Pohl aus Sembach, der auf dem betreffenden Gut als Eleve beschäftigt ist, begleitete uns. Unser Weg führte steil hinan, teils durch schattigen Kiefernwald. In ⅔ Höhe des Berges ist an einem plateauartigen Abhang der Bauernhof mit einigen anderen Gehöften gelegen. Prächtig ist die Aussicht. Malerisch schön liegt das Thal zu unseren Füßen. Rechts winken uns die hell leuchtenden schmucken Häuser von Langnau freundlich zu, links grüßen uns in weiter Ferne die in der Geschichte der

Eine Vollwirtschaft aus Petershagen, Rußland.

„Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?"

Berner Täufer wohlbekannten Orte Signau und Summiswald. Es ist ein klassischer Boden, auf dem wir stehen, den wir überblicken. Hier haben einstens unsere Väter den heißen Kampf des Glaubens gekämpft. Wie wunderbar merkwürdig, daß heute noch wie damals, wenn auch vielleicht nicht mehr so zahlreich, die Täufer hie und da zerstreut in den Thälern und auf den Höhen wohnen und mit Fleiß und Treue dem altererbten Berufe obliegen! Zu ihnen gehörten auch unsere lieben Gastfreunde, bei welchen wir einige Stunden verleben durften, die mit all den empfangenen, für uns so interessanten Eindrücken und Wahrnehmungen eine bleibende Erinnerung für uns bilden.

Unsere Rückkehr hatte sich verzögert, so daß wir nur kurz in dem überaus freundlichen Heim von Br. Salzmann einkehren konnten. Die Zeit drängte. Um 8 Uhr sollte ich noch einen Abendgottesdienst halten. Wiederum war eine zahlreiche Zuhörerschaft erschienen. Die zu weit hatten, waren nicht mehr gekommen. Dagegen hatten sich manche von der evangelischen Stadtbevölkerung eingefunden. Aufs neue erfreute uns der gemischte Kirchenchor durch den wohlgelungenen Vortrag eines schönen Liedes. Als ich mit meiner Predigt geendigt hatte, hielt Br. Kipfer auf meine Aufforderung hin eine kurze Ansprache. Aeußerst geschickt und treffend knüpfte er an die eben gehörten Worte von der Bekehrung Pauli (Apstg. 9, 1—10) an. Er wollte eine andere Bekehrungsgeschichte bringen in seinem Bibelworte (Joh. 1, 45—51), die des Nathanael, welche einen ganz anderen Charakter zeigt, aber darum nicht weniger lehrreich und nutzbringend ist. In schlichter und erwecklicher Weise legte er das im weitern dar und schloß mit einem herzlichen, gottinnigen Gebet. So endigte der für uns so denkwürdige Sonntag in Langnau. In der Frühe des nächsten Tages mußten wir die Weiterreise antreten.

Wir nahmen den Eindruck mit, der sich tief in unser Herz einprägte, daß unsere Glaubensgenossen im Emmenthal die Eigenart unserer Väter in treuester Weise sich erhalten und bewahrt haben. Es herrscht unter ihnen ein reges geistliches Leben. So soll es früher nicht gewesen sein. Erst in letzter Zeit, vor wenigen Jahren, sei es entstanden. Gottlob, daß es vorhanden ist. Wir wünschen ihm ein Blühen und Wachsen unter Gottes Segen auf gesundem evangelischem Boden in möglichster Fernhaltung allen fremdländischen, unnüchternen Wesens, allen pietistisch sektierischen und methodistischen Treibens. Chr. N.

(M. Blätter.)

Vereinigte Staaten.

Moundridge, 28. Okt. 1901. Werter Editor! Schicke mir auf die obige Adresse für 25 Cents Funks Kalender. Heinrich Gädes sind jetzt von Oklahoma hier bei Freunden auf Besuch; auch Peter Dörksens beide und drei Kinder sind Sonntag bei C. C. Epps angekommen, wo ihr Sohn David Schmidt am Malariafieber krank liegt. Auf Stellen sind die Windpocken ausgebrochen. Es ist gegenwärtig schönes Wetter. Der Weizen wächst sehr. Viehweide ist gut.

Dietrich Peters von Rußland sind den 10. Okt. glücklich und gesund bei den Geschwistern angekommen. Sie sind froh in der neuen Heimat. Die drei Mädchen haben ihre Stellen und lassen die Geschwister in Rußland alle grüßen. Die Reise ist ziemlich gut gegangen. Sie nahm 24 Tage in Anspruch. A. A. Regier.

Hillsboro, 29. Okt. 1901. Samstag, den 26. Oktober, ½9 Uhr abends, starb nach siebenwöchentlicher schweren Krankheit die Frau P. H. Funk (Bruderthal). Frau Funk ist eine geborene Elisabeth Loewen. Ihr Vater war der berühmte Doktor Loewen, Fürstenwerder, Rußland. In erster Ehe war sie verheiratet mit einem Johann Friesen, mit dem sie bei 21 Jahre in der Ehe gelebt. Nachdem Friesen gestorben und sie ungefähr zwei Jahre Witwe gewesen, trat sie in die zweite Ehe mit P. H. Funk, mit welchem sie sechs Jahre, zwei Monate und 26 Tage glücklich gelebt. Sie ist 52 Jahre und vier Monate alt geworden. Obzwar sie niemals ihr eigenes Kind gehabt, beweinen sie doch nicht nur ein trauernder Gatte, sondern auch fünf geliebte und jetzt in tiefe Trauer und Schmerz versetzte Stiefkinder. Heute, den 29. Okt., wurde die teure Leiche unter großer Trauerbegleitung von der Bruderthaler Kirche aus dem Schoße der Erde übergeben. Sanft ruhe ihre Asche bis zum Auferstehungstage. D. Unger.

Alexanderwohl, Goessel, 29. Okt. 1901. Werter Editor! Beinahe jedesmal, wenn die Schulthüre aufging, erwartete ich dein Gesicht zu erblicken während deines Besuches in Kansas, aber leider vergeblich. Nun, ich freue mich auf die Zeit, wenn du wieder herkommst. Vielleicht bin ich dann schon ein geübter Fischer und „Seefahrer", daß deinem Aufenthalt hier ein romantischer Anstrich gegeben werden kann. Und ich will dir's nur gleich sagen: Dieses ist kein Traum. (Lieber C. H., versuche einmal einen Monat mit Frau und vier kleinen Kindern in der Welt umherzureisen, dann wirst du mir voll und ganz verzeihen.—Dein Ed.)

Der größere Teil unserer Ansiedlung litt ja in besonderer Weise an Dürre diesen Sommer. Rundum, im Süden, Osten und Norden, hatte man im Spätsommer viel Regen und man hatte bereits grüne Weizenfelder, während hier davon noch keine Spur war. Und man befürchtete, der gesäete Weizen würde verderben. Doch in Zeit bekamen wir einen durchdringenden Regen und wo man auch hinblickt, ein frisches Grün erfreut überall das Auge. Denn das Wachstum des Weizens wird durch das herrliche Herbstwetter gefördert. Und die Bauern sind auch wieder voller Hoffnung und Unternehmungsgeist.

Merkwürdig und erfreulich ist, daß diesen Sommer und Herbst verhältnismäßig wenig Krankheiten stattfanden. Unter denen, die krank waren, gehört auch der Vater des Schreibers dieses. Er bekam vor zwei Wochen einen Anfall von Unterleibsbeschwerden, die ihn aufs Krankenbett warfen. Die furchtbaren Schmerzen, die er zu erleiden hatte, rührten von Erkältung her. Gottlob, jetzt ist er wieder ziemlich hergestellt. Und beinahe zur selben Zeit bekam seine Schwester, Tante Abrah. Wölk, im Genick ein bösartiges Geschwür, welches sich zum Karbunkel entwickelte. Sie ist unter Behandlung der Aerztin Susanna Isaak. Mit meinem Bruder Jakob stürzte das Pferd so unglücklich, daß er dabei den Arm brach. Knochenarzt C. Funk brachte die Knochen wieder in ihre Lage, so daß die Heilung nun voranschreitet.—Sohn der Witwe Jak. Frey, Gustav, der Bethel College besuchte, liegt todkrank darnieder am Lungenfieber.—P. P. Buller, Sohn der Großeltern Pet. Bullers, der die Normalschule in Emporia besuchte, liegt bedenklich krank darnieder am Typhusfieber. — Großmutter David Voth bekam am Begräbnistage McKinleys einen Schlaganfall, der sie hoffnungslos ans Bett fesselt.

Fräulein Gerber, die in Armenien missioniert hat, in letzter Zeit aber mennonitische Gemeinden bereist,*) hat auch in der Alexanderwohler Kirche einen Vortrag geliefert. Sie hat einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Wenn man aber vernimmt, daß sie in Rußland unter unseren Leuten unser Bethel College in ein schlechtes Licht stellte, dann fragt man: Wie stimmt das mit ihren schönen Worten?

Mit Gruß,

C. H. Friesen.

Pennsylvanien.

Tub, Somerset Co. Am 5. Okt. 1901 wurde im Folk B. H. Tauffest gefeiert und hatten wir die Freude, 12 Seelen durch die Wassertaufe in die Gemeinde aufzunehmen. Zwei wurden auf Bekenntnis, aus andern Gemeinden, aufgenommen und eine erneuerte ihren Bund mit Gott. Wir preisen den Herrn dafür, daß Seelen in das Reich Gottes geboren werden. Doch schmerzt es uns auch wieder zu sehen, daß noch so viele in einem unbekehrten Zustande dahinleben. Mögen auch sie Buße thun, weil es noch Zeit ist. Am 6. Okt. war Bruder J. N. Durr von Martinsburg, Pa., in unserer Mitte und bediente die Gemeinde mit dem heiligen Abendmahl. Er predigte viermal in unserer Gemeinde und einmal in Oak Grove, Md. Am folgenden Montag kehrte er dann wieder heim. Wiederum wurde es uns nahe gelegt, daß Jesus in die Welt kam, um Sünder selig zu machen. Daß auch dieser Besuch dazu dienen möge, uns mit dem Herrn und uns untereinander näher zu verbinden, ist mein Wunsch und Gebet. Ed. Miller.

*) Das thun gewisse Leutchen gerne.—Ed.)

Illinois.

Metamora, den 19. Okt. 1901. Die Metamoragemeinde hat viel Ursache, dankbar und ermutigt zu sein. Am 30. Sept. wurden 30 junge Seelen durch die Wassertaufe in die Gemeinde aufgenommen. Bruder S. Gerig von Wayland, Iowa, und Br. Benj. Gerig von Smithville, Ohio, waren anwesend und leiteten den Gottesdienst. Am 3. Oktober predigte Bruder Jakob Stauffer und am 8. Bruder Joseph Schlegel von Milford, Neb., in unserer Gemeinde. Am 20. gedenkt unsere Gemeinde das heilige Abendmahl zu feiern. Die Uniongemeinde zu Washington, Ill., erfreute sich eines kurzen Besuches von Bruder A. L. Yoder, Kalona, Iowa, welcher auch unsere Gemeinde am 29. September besuchte und morgens und abends in unserem B. H. predigte. Wir wünschen allen diesen lieben Brüdern den Segen des Herrn. Korr.

Nebraska.

Jansen, 25. Okt. 1901. Wir haben eine lange Zeit sehr schönes Wetter gehabt.

Auch in unsern Versammlungen war mitunter das Wirken des Geistes Gottes recht sehr vernehmbar. — Viele suchen Frieden mit Gott durch Jesus Christus; einige sind froh, d. h. seit dem letzten Tauffeste. Von Nord und Süd waren Gäste hier: aus Süddakota Wiensen und Dürksens; aus Kansas die l. Brüder P. A. Wiebe, D. P. Schröder und H. D. Willms. Hatten gesegnete und gut besuchte Versammlungen. Sonntag hatten wir ein sog. Liebesmahl, woran auch unser Schulsuperintendent teilnahm. Es kam ihm am Tisch und in der Uebung wohl etwas neu vor.

Gestern kamen noch mehrere von Kansas hier durch und fuhren alle ab nach Süddakota zur Konferenz. Hoffentlich haben wir noch eine gesegnete Zeit, wenn sie auf dem Rückwege hier anhalten.

Schafe haben bis jetzt gekauft P. Jansen und P W. Thiesen.

Korn giebt's nur sehr wenig.

M. B. Fast.

Henderson, den 30. Okt. 1901. Werte „Rundschau"! Um meinen übernommenen Pflichten als Korrespondent nachzukommen, soll ich heute wieder schreiben. Wenn hin und her etwas passiert, das der Erwähnung wert ist, so geht es schon, aber in einer verhältnismäßig kleinen ländlichen Ansiedlung, wo fast jeder friedlich seinen Beschäftigungen nachgeht, kann man wöchentliche Berichte nur sehr eintönig machen. Nun, das ist ja auch besser, als wenn man von Extravaganzen, Gewaltthaten ꝛc. zu berichten hätte, die ihren Reiz bald verlieren.

Wenn man das Wetter erwähnt, den Stand des Getreides, die Geburt eines Kindes meldet, sei es nun ein Junge oder ein Mädchen, oder wenn das Glück gut ist und noch wo eine Hochzeit gewesen, oder wenn es notwendig geworden, einen Todesfall zu verzeichnen, so hat man fast alles, was eine Korrespondenz im allgemeinen von hier ausmacht. Oder man erzählt, wie jemand eine Reise angetreten, dann wartet man geduldig, und meldet nachher, daß derselbe wieder zurückgekommen. Wenn die Berichte aus unsern Kreisen nun eintönig oder langweilig sind, so haben sie doch das Vorrecht, wahr zu sein, was vielen Nachrichten in manchen Blättern abgeht. (Sic! — Ed.)

Cornelius Epp hat sich ein 80 Fuß langes Storegebäude bauen lassen, die vorderen 40 Fuß benutzt er als Möbelladen, die andern 40 Fuß als Maschinenhalle, und es macht sich ganz gut.

In dieser Stadt ist eine gute Gelegenheit für einen guten deutschen Schuster oder Schuhflicker, indem dieses Geschäft hier jetzt nicht vertreten ist.

Großmama A. Martens ist von Oklahoma hier bei Kindern und Freunden zu Besuch. Korr.

Oklahoma.

El Reno, den 28. Oktober 1901. Werte „Rundschau"! Es ist heute wieder ein recht stürmischer Tag mit viel Staub, so daß ich es vorziehe mal etwas für dich zu schreiben, als draußen schaffen. (Sehr nett! Danke. — Ed.) Wir haben hier in unserer Mennoville-Gemeinde kürzlich gesegnete Tage durchlebt, und will ich davon etwas berichten.

Missions- und Kinderfest, Konferenz und Konvention. Die Besucher kamen schon fast alle am 19. Am 20., Sonntagvormittag, war Missionsfest. Einleitung von unserm Pred. Joel Sprunger, dann folgte Rev. Christ. Ramseier, der zweite war Rev. M. S. Moyer von Deer Creek, Okla., den Schluß machte Rev. J. S. Krehbiel von Geary, Okla., in englischer Sprache, um den englischen Nachbarn auch etwas zu bieten. Es wurde auch eine Kollekte gehoben.

Nachmittag war Kinderfest. Es wurden von mehreren Predigern und auch von andern Brüdern Ansprachen an die Kinder gehalten. Auch wurden ab und zu Fragen gestellt und von den Kindern beantwortet. Inzwischen sang der Chor passende Lieder. Abends predigten Rev. H. Gaede von Medford und Missionar Mosiman von Cantonment, Okla.

Montag, den 21. Okt., war Konferenz. Es waren Vertreter von fast allen Gemeinden in Oklahoma und einige Gemeinden waren auch noch reichlich vertreten, so daß die Konferenz gut besucht war.

Die erste Frage war: Wie kann in den Gemeinden mehr geistiges Leben geweckt werden? Referat von Rev. J. J. Kliewer von Shelly, Okla.

Zweite Frage: Wie ist das vierte Gebot zu verstehen?

Dritte Frage: Wenn Gemeindeglieder von ihrer Mutter-Gemeinde wegziehen in die Nähe einer andern Gemeinde, schließen sich derselben nicht an:

a) Welche Stellung haben solche Glieder ihrer Mutter Gemeinde gegenüber?

b) Welche Verpflichtung ihnen gegenüber hat die Gemeinde, in deren Mitte sie wohnen?

Freie Besprechung nach jedem Thema. Es zeigte sich sehr reges Interesse. Nachdem wurden noch einige Fragen besprochen. Abends Predigt von Rev. M. Classen, Herold-Gemeinde, Okla., in deutsch und von Missionar M. M. Horsch von Darlington in englisch.

Dienstag, den 22., S. S.-Konvention. Ein wichtiges Programm ꝛc. wurde mit großem Interesse durchgeführt. Der bis 12 Uhr 30 Min. verlängerte Vormittag wollte fast nicht zureichen, aber es mußten schon mehrere Besucher nachmittags mit dem 4-Uhr-Zug abreisen, um noch zeitig genug zur Prediger-Konferenz in Halstead, Kan., am 23. und Konferenz am 24. in Moundridge, Kan., zu kommen. Abends war wieder Gottesdienst in deutscher Sprache, Redner waren Rev. Chr. Ramseier und Rev. Joh. Ratzlaff von Menno, Okla.

Die Konferenz soll, so Gott will, nächstes Jahr bei Perry, Okla., abgehalten werden.

Die Mittags- und Abendbrot-Mahlzeiten wurden von der Gemeinde frei erteilt in einem Anbau bei der Kirche; es ist das sehr passend, um Zeit zu sparen und auch mehr jedermann Gelegenheit zu geben, an allem teilzunehmen. Der Herr war segnend nahe und gab auch sehr schönes stilles Wetter, was viel dazu beitrug, die Konferenz angenehmer zu machen.

Es ist schon lange recht sehr trocken gewesen, es hat vor etwa drei Wochen so viel Regen gegeben, daß der gesäete Weizen doch alle aufkommen kann, ist aber nicht mehr auf lange feucht genug. Doch sind wir dem Herrn sehr dankbar, daß er doch so viel gegeben hat, und auch wollen wir ihm dankbar sein für die geistlichen Segnungen.

Der Gesundheitszustand ist G. s. D. jetzt recht gut.

Gruß und Segenswunsch für Editor und Leser vom Korr.

Shelly, den 29. Oktober 1901. Werte „Rundschau"! Will mal wieder etwas berichten. Es hat Gott über Leben und Tod gefallen, unsern lieben Br. David Balzer, nach einer dreitägigen harten Krankheit, den 28. Oktober, halb zwölf Uhr, von hier abzurufen. Er ist so ganz ruhig und sanft eingeschlafen. Er ist den 19. Dezember 1842 in Gnadenfeld geboren. Verehelicht 1867 und hat in Gnadenfeld gewohnt. Nach Amerika gezogen 1874, in Marion County, Kansas, gewohnt 19 Jahre, von dort nach Washita Co., Oklahoma, gezogen, dort gewohnt acht Jahre. Seine Krankheit war Kolik, Magenkrampf und Gedärmentzündung. Er hinterläßt eine trauernde Witwe und sechs Kinder; vier sind verheiratet und zwei sind noch zu Hause. Es dient dieses Freunden und Geschwistern in Amerika und Rußland zur Nachricht.

Will noch bemerken, daß Peter Nachtigall auch bedenklich krank ist. Nebst Gruß an alle Rundschauleser,

David Rittel.

Ohio.

Bluffton. Werter Editor! Es ist Zeit, das Abonnementsgeld für die „Rundschau" zu bezahlen, sonst könnte es zur Wahrheit werden, daß sie eingehen müsse. Ich hatte auch schon im Sinn gehabt, das Blatt abzubestellen, aber meine Frau und ich lesen sie gern. Ich halte noch andere Blätter; aber solch gesundes Urteil wie z. B. die Bemerkungen über Carrie Nation, die in der „Rundschau" erschienen, läßt sich hören. Habe auch solche angetroffen, die an der „Rundschau" gearbeitet hatten, die aber kein Plätzchen in ihrem Hause für dieselbe haben. Was ist nun schuld daran? Es kann sein, daß die „Rundschau" ihnen zu dumm vorkommt; es kann aber auch sein, daß sie selber zu dumm sind. Denn unter den geschulten Leuten giebt's auch Dumme. Ich glaube aber, daß die goldenen Pantoffel schuld daran sind. Eben las ich, daß der deutsche „Herold" eingegangen ist. Was ist schuld daran? Unwissenheit oder Gelehrsamkeit? Ich glaube, das erstere. Es ist der bornierte Hochmut; denn viele der Mennoniten schämen sich ihrer deutschen Muttersprache. Das bezeugen viele Prediger auf der Kanzel mit Wort und That. Man will alle Sprachen lernen, und dabei stellt man die Ur- und Volkssprache zur Seite. Das hört man auf der Straße und anderswo; aber das Aeußere verrät, daß diese Leute eine deutsche Mutter hatten. Der rechte Angloamerikaner muß sich solcher Leute schämen. Der Deutsche sollte sich seiner Sprache nicht schämen, deren sich ein Goethe, ein Schiller, ein Humboldt, ein Helmholtz bediente. Muß nicht der Engländer erst über den Kanal hinüber und deutsche Universitäten durchmachen, ehe er als gebildet gelten kann, und wenn er mit den Deutschen standhalten will? Vor Jahren las ich, daß in St. Paul etwa 7000 Katholiken eine Versammlung abhielten, in der alles in deutscher Sprache verhandelt wurde. Gelegentlich einer Sonntagsschul-Konferenz der Mennoniten, wo doch alle deutsch waren, bediente man sich aber vorzugsweise der englischen Sprache. Es bin ich mir gewiß, daß, wo das Deutsche nicht mehr gepflegt, sondern vielmehr gestört wird, da kann man's den Ansiedlungen ansehen: an ihren Küchen, Kellern und Gemüsegärten. Es giebt aber so viele fromme Gesichter, die nicht deutsch sein wollen, weil manche Deutsche ab und zu ein Glas Bier trinken.

Will zum Schluß noch erwähnen, daß Jan sagt: „Wer seine Muttersprache aufgiebt, gehört keinem Volke an; er ist ein Mischmasch. Er gehört zum Turmbau zu Babel."

Mit Gruß

Gotthard Althaus.

Colorado.

Kirk, den 28. Okt. 1901. Werte „Rundschau". Werde heute einen kurzen Bericht einschicken. Den 16. d. M. fuhr Rev. F. Friesen von hier nach unserer Bundeskonferenz, welche dieses Jahr bei Mountain Lake, Minn., abgehalten wird. Eben an demselbigen Tage fuhr auch die Frau des A. Penner von hier ab nach Kan., um Eltern und Geschwister zu besuchen. Geschw. K. Burkhards sind wieder zurück von ihrer Besuchsreise. Sie waren bis McCook, Neb., gefahren, woselbst ihre Kinder K. Burkhards wohnen. Haben auch die Geschwister bei Culbertson besucht. Burkhards sind auch mal wieder Großeltern geworden.

Die Witwe Klassen ist diesen Monat durch Krankheit schwer heimgesucht worden, zuerst lag sie selbst hart danieder, dann kam es so weit, daß auch noch fünf ihrer Kinder krank waren. Sie hatten ein hitziges Fieber. Den 25. d. M. starb ihre Tochter Aganetha, alt geworden 14 Jahre 8 Monate und 25 Tage, schwer krank gewesen 10 Tage, wurde letzten Sonntag begraben. Sie starb froh im Herrn.

Die anderen sind jetzt schon etwas besser.

Das Dreschen ist beendigt und Drescher Heinrichs sieht sich jetzt nach einem großen Welschkornsheller um, er will uns das Welschkornschälen leichter machen. Enige haben ihr Korn auch schon in der Korncrib.

Herzlich grüßend Ihr
Cornelius Sudermann.

Canada.

Manitoba.

Reinland, den 28. Okt. 1901.

Das denkbar beste Wetter herrscht schon seit zwei Wochen; in der Nacht etwas Frost und am Tage klarer Himmel.

Die Drescharbeiten sind hier herum beendet. Die Ernte ist dieses Jahr sehr gut ausgefallen. Der Weizenpreis läßt noch zu wünschen übrig, er ist jetzt so von 45 bis 55 Cents per Bushel.

Der Gesundheitszustand ist gut zu nennen, aber Erkältungen kommen öfters vor.

Die Farmer sind sehr am Pflügen und Weizen nach der Stadt zu fahren, andere machen andere Vorbereitungen für den vor der Thüre stehenden Winter, und allerorts wird geschafft, daß es eine Lust ist. Nebst Gruß an Editor und Leser Joh. J. L.

Rußland.

Melitopol. — Muß leider noch berichten, daß, als ich am 27. in Ladekopp war, die Gebäude von der Vollwirtschaft des A. Wallde um die Mittagszeit total abbrannten. Die Gebäude waren noch von der Ansiedlung her (1805) aus lauter Holz gebaut. Die Gebäude standen leer. Ueberhaupt waren dieselben sehr baufällig; ja, die Querscheune kurz vor dem Brande, aus lauter Altersschwäche gänzlich zusammengebrochen. Und jetzt noch das entsetzliche Brandunglück! — —

Die Gärten in Ladekopp sind noch immer nicht das, was sie vor dem „Tornado" waren, und wird auch noch sehr lange dauern, bis sie die Pracht von vordem aufweisen werden.

Ihr Freund H. Thiessen.

Für die Mennonitische Rundschau.

Beantwortung

der in No. 42 auf S. 1 u. 2 abgefaßten Fragen zum Prüfen der Leser.

Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf; nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle hat Gott berufen; sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden machte; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden machte, was stark ist. 1. Kor. 1, 26. 27.

Indem mein Artikel in No. 31 der „Rundschau" den Schreiber in No. 42 zu den vielen Fragen veranlaßt hat, so fühle ich mich nun auch gedrungen, laut 1. Pet. 3, 15 demselben eine Beantwortung zukommen zu lassen, und zwar Schrift mit Schrift zu erklären, der Bitte des Schreibers gemäß. Um aber meinen Artikel für die „Rundschau" als Zeitschrift nicht zu lang zu machen, werde ich nur einzelne Bruchstücke der vielen Fragen berühren. Wenn aber die Schrift mit Schrift erklärt wird, so fallen alle menschlichen Vernunftgründe weg, und wird alle Vernunft gefangen genommen unter dem Gehorsam Christi (2. Kor. 10, 5). Also:

1. Mit Luk. 22, 36; Matth. 10, 10 soll also das Schwertbrauchen gerechtfertigt werden können, wozu die Bemerkung von Menno Simons dahin lauten soll, daß man es nicht bedenklich ansehe, auf Reisen ein Rapier (Rauf, Fecht-, Stoßdegen) bei sich zu haben. Ein Satz, aus einer Schrift herausgenommen, ohne den eigentlichen Sinn der ganzen Rede zu beurteilen, giebt oft Gelegenheit, einen falschen Sinn in das Wort zu legen. Die Schrift, woraus diese Bemerkung von Menno Simons entnommen, lautet wörtlich so: „Einen Stock oder Degen nach Landessitte auf den Schultern zu tragen, können die Aeltesten nicht für bedenklich ansehen; wohl aber Waffen auf Befehl der Obrigkeit zu zeigen." Dieses kam vor bei einer Zusammenkunft taufgesinnter Lehrer in Wismar Anno 1554, wo über neun religiöse Fragen Beschlüsse gefaßt wurden, unter welchen obiger der achte Punkt war. Aus diesem Beschluß werden nun zur Rechtfertigung der Wehrpflicht so verschiedene Auffassungen angenommen; wenn man aber Mennos Lehre überhaupt Anerkennung zollt und mit Schrift erklären will, so muß man doch auch anerkennen, daß diese Schrift meint, den Stock oder Degen nur zu tragen, um sich vor Anfällen böser Tiere schützen zu können, und daß der letzte Satz das bezeugt, daß ein Gewehr auf Befehl der Obrigkeit zur Tötung der Menschen schnurstracks gegen das sechste Gebot sei. Denn „wehrlos" sein meint doch immer nur wehrlos gegen Menschen, nicht aber gegen Tiere.

Auch rechtfertigt das die Wehrpflicht nicht, daß etwa Prediger des Evangeliums auf Reisen Gewehr mit sich führen, in der Absicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; denn es widerstreitet der Lehre Christi (Matth. 5, 38—41; Luk. 6, 27—29).

Daß der Obrigkeit das Schwert gegeben ist, an Gottes Statt die Rache an den Uebelthätern zu vollziehen, ist ganz selbstverständlich, wie Paulus in Röm. 13 deutlich lehrt, was auch Menno Simons zu allen Zeiten anerkannt hat. Und dem alttestamentlichen Bundesvolke hatte der Herr selbst das Schwert in die Hand gegeben, wie der liebe Heiland in seiner Bergpredigt mehrfach bezeugt (Matth. 5) in den Worten: „Ihr habt gehöret, daß zu den Alten gesagt ist: Auge um Auge" rc. „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen." Er setzt aber diesen Gesetzesworten immer sein „Ich aber sage euch!" hinzu und die Lehre, was seine Jünger thun und lassen sollen; worauf auch Paulus hinweist (Ebr. 1, 1. 2). Und es liegt auch in der Lehre des Apostels (Röm. 13) kein Wort von einer Teilnahme der Jünger Christi an der Rache, welche der Obrigkeit übergeben ist, sondern eine Empfehlung zu einer Unterwerfung im Gehorsam; und inwiefern sich diese Empfehlung erstreckt, dürfte etwa Apstg. 4, 19; 5, 29 näher erklären.

Auf die Frage, wie es sich wohl mit der Anerkennung Mennos über das Schwert der Justiz verhält, heißt es in Menno Simons Fundam. B. S. 120 III. B. wörtlich so: „Daß Moses und seine Nachfolger in der Weise (wie im Alt. Testam.) mit dem eisernen Schwert ausgedient haben, und daß uns nun Christus Jesus ein neues Gebot gegeben, und ein anderes Schwert um unsere Lenden gegürtet hat. Ich rede hier nicht von dem Schwerte des Rechts und der Gerechtigkeit; denn das hat einen ganz andern Zweck und Ansehen; sondern ich rede von dem, was den Krieg und Aufruhr betrifft." Er rechtfertigte sich in dieser Schrift gegen seine katholischen Verfolger, welche die wehrlose Gemeine als die wahren Nachfolger Christi als Aufrührer und Unruhestifter beschuldigten und verleumdeten und mit den Münsterschen Aufrührern verwechselten, welche sich mit dem Schwerte der Obrigkeit widersetzten.

Der Obrigkeit läßt er also das Schwert, wissend, daß dieselbe ein gesetzliches, von Gott verordnetes Institut ist, die Welt zu regieren und in moralischer Ordnung zu erhalten und die Bösen und Mörder zu strafen. Denn jede Obrigkeit ist eine Dienerin Gottes (Röm. 13, 4), „und auch der Könige und Kaiser Herzen sind in der Hand des Herrn wie Wasserbäche, und er neiget sie, wohin er will." Spr. 21, 1. Denn der Herr selbst nennt auch den heidnischen König Nebukadnezar seinen Knecht (Jer. 27, 6), die verschiedenen gottlosen, bösen Völker, deren Sünden zu ihm gen Himmel schreien, zu strafen. Aber auf S. 121 wird von der neutestamentlichen Gemeine Christi bezeugt, daß diese laut Prophezeiung „ihre Spieße zu Sicheln und ihre Schwerter zu Pflugscharen" gemacht hat rc. (Jes. 2, 2—4; Micha 4, 1—3). Derhalben hat er, der Herr Jesus, als seinen Nachfolgern ganz entgegengesetzte Gebote und Rechte gegeben (Matth. 20, 25—27; Luk. 22, 25. 26).

2. Das bedingungslose Gebot: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein" (auf den Schuldigen) und die Frage: „Erklärt die Schrift den Sinn dieses Gebots nicht näher?" dürfte etwa Luk. 6, 27—29 näher erklären, und zwar ohne angeführte Beispiele außer Gottes Wort, wenn Schrift mit Schrift erklärt werden soll. Das Steinwerfen hat nicht Bezug auf bloß Richten, nämlich Urteilsprechen, sondern auf das wirkliche Töten eines Menschen vermittelst Steinigung. Der Obrigkeit wird zwar von Menno das Töten der Verbrecher zuerkannt zur Erhaltung der moralischen Ordnung; aber der wahren Gemeine Christi, deren König Christus selbst ist, welche er durch seinen Geist regiert (Röm. 8, 14), hat er das leibliche Töten durch diesen Umstand gänzlich ablehren wollen. Denn nicht von der damaligen Obrigkeit, sondern von den Schriftgelehrten und Pharisäern, gerade von den Vorstehern der damaligen Gemeine des Herrn, wurde er durch diesen Umstand versucht und zu diesen Worten veranlaßt. Darum auch die Worte in V. 7: „unter euch!"

Laut Gesetz Moses steinigte nicht die Obrigkeit, sondern die Gemeine die Verbrecher: 3. Mos. 20, 10; 24, 14; 4. Mos. 15, 36 u. a. St. m. In der neutestamentl. von Christo gestifteten Gemeine aber sollte die leibliche Tötung ganz wegfallen, was Christus gerade mit diesem Umstande hat lehren wollen; denn das Schwert in der Scheide ruhen lassen auch bei solchen Umständen, wo Gewalt angethan wird, heißt erst ganz wehrlos sein. Seiner Gemeine hat Christus ganz andere Gebote gegeben und ein ganz anderes Gericht anbefohlen an Stelle der alttestamentlichen Steinigung, nämlich Matth. 18, 15—18; 1. Kor. 5; 2. Thess. 3, 14. 15. Ein von Gottes Geist erleuchteter Christ (2. Kor. 4, 6) wird sich vom Geiste Christi nie berufen fühlen, außer der Gemeine in Sachen richten helfen zu wollen, die der Obrigkeit angehören, weil Christi Gesetz (Gal. 6, 2; Jak. 1, 25; 2, 12. 13) und das obrigkeitliche Gesetz zwei ganz verschiedene Gesetze sind und man eins nicht erfüllen kann, um das andere nicht zu übertreten.

3. Das sogenannte Richten betreffend, ob die Heil. Schrift keinen Unterschied macht zwischen Richten und Richten, erklärt die Schrift, wenn man Matth 7, 1. 2; Luk. 6, 37; Röm. 2, 1—6; 14, 1—4; 1. Kor. 4, 5; Joh. 7, 24; 1. Kor. 6, 2—7 und ähnliche Stellen mehr miteinander vergleicht. Die erstgenannten verbieten das Richten, und die letztgenannten gebieten es. Doch darf aus letzterer Stelle nicht ein Richten außerhalb der Gemeine angenommen werden. Petrus lehrt auf das Wort zu achten (2. Pet. 1, 19). Wenn es heißt, daß die Heiligen die Welt und über die Engel richten werden, so setzt letztes Wort eine Zukunft voraus, denn es heißt nicht, daß die Heiligen die Welt — richten „sollen", sondern rich-

ten „werden"; und dürfte diese Stelle, wenn Schrift mit Schrift erklärt, mit Matth. 19, 28 und Luk. 22, 30 sich selbst erklären, was ja auch schon die Worte „unter euch" und „zwischen Bruder und Bruder" eigentlich sich selbst erklären, wozu noch 1. Kor. 5, 12. 13 nähern Aufschluß giebt.

Daß Paulus sich auf das höchste heidnische Gericht berief, kann keinem wahren Christen Veranlassung geben, die Teilnahme an obrigkeitlichen Diensten zu rechtfertigen; denn weil er auch römischer Bürger war (Apstg. 22, 25—29), so hatte er auch ein Recht, als römischer Unterthan, römischen Schutz zu beanspruchen, weil die Juden ihn unschuldig und ganz gegen das römische Gesetz, gegen welches er sich ebenfalls nicht verschuldet, töten wollten, weshalb er nur diesen einen Ausweg fand, der Rache der Juden an ihm zu entgehen. In Röm. 13, 3 heißt es: „Die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten." V. 4: „Sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut. Also den Frommen zum Schutz, und den Bösen zur Strafe."

4. Die Antwort auf die 84. katechetische Frage (Spr. 24, 11) würde, wenn buchstäblich gehandhabt, direkt gegen die Lehre Christi streiten (Matth. 5, 38. 39). Denn Gewalt mit Gewalt vertreiben, wäre der Lehre Christi (Luk. 6, 27—29) direkt entgegen gehandelt. Aber auch für den Christen giebt es Mittel, der Gewalt des bösen Feindes zu steuern, die oft größere Kraft entfalten, als die menschliche Macht auszurichten vermag; und eins dieser Mittel wäre etwa das Gebet; denn das Gebet eines Gerechten vermag viel, wenn es von Herzen kommt, und hat oft schon bewaffnete Kriegsmächte gesteuert. Man lese 2. Chron. 32, 20—23. Aber neutestamentl. Schriftstellen mit alttestamentl. erklären, heißt den erstern Gewalt anthun und dieselben unter menschliche Vernunft beugen gegen 2. Kor. 10, 5, wo Paulus lehrt, alle Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorsam Christi.

Was noch die vielen verschiedenen Fragen über Beispiele anbelangt, wenn es darauf ankommt, vor der Obrigkeit Zeugnisse abzulegen u. s. w., lehrt uns sowohl Gottes Wort als auch unser Katechismus und Bekenntnis, allezeit die Wahrheit zu reden, bei welchem Vorfall es auch sein mag, also auch darin der Obrigkeit gehorsam zu sein. Was für ein Unterschied es aber ist, zwischen Zeugnisablegen über das, was man gesehen hat, oder als eingeschworner Beamter an dem Todesurteil eines Verbrechers teilzunehmen, mag folgende Geschichte zeigen und lehren:

Vor einen Bezirksrichter in der Pfalz wurde auch ein Mennonit als Zeuge eingeladen, der ebenfalls Augenzeuge eines Verbrechens gewesen war. Der Gerichtssaal war gedrängt voll von Zuhörern. Alle Zeugen leisteten den gesetzlichen Eid mit gen Himmel erhobenen Fingern, daß sie die Wahrheit, nichts als Wahrheit, sagen wollten. Endlich wurde auch der Mennonit aufgerufen, welcher sich dem Tische des Präsidenten nahte und demselben die Hand reichte und versprach, die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, zu sagen. Hierauf entstand ein Murmeln unter der Menge, daß mit diesem eine Ausnahme von der Regel des Gesetzes gemacht wurde, worauf der Präsident erklärte, daß diesem sein religiöses Bekenntnis es nicht gestattete, einen gesetzlichen Eid zu schwören, ihm dasselbe aber gebiete, unter allen Umständen immer die Wahrheit zu sagen. Jede Unwahrheit sei ebenso sträflich, als einen falschen Eid zu schwören. Dies befriedigte denn auch die Menge.

Das Verhör der Zeugen war beendet, als der Richter den Mennoniten aufforderte, zum zweitenmal den ganzen Hergang der Sache zu erzählen. Er that dasselbe unerschrocken, und es fiel dadurch genügendes Licht auf die ganze Sache, mehr als durch das Zeugnis aller andern sich vielfach widersprechenden Zeugnisse. Als nach der Sitzung der Mennonit den Präsidenten fragte, warum er sein Zeugnis heute zweimal hatte ablegen müssen, antwortete dieser: „Weil Ihre einfache klare Aussage mehr Licht über den fraglichen Gegenstand verbreitet hat als die andern eidlichen Aussagen alle zusammen." Ein Beweis, daß wir uns unseres besondern Bekenntnisses und der Sitten unserer Vorväter nicht schämen dürfen, aber daß auch unser Ja, Ja, und unser Nein allezeit Nein sein möchte.

5. Daß nun die Glaubensbekenntnisse nicht alle genau in der Lehre übereinstimmen, macht, daß die Mennonitengemeinden in der Zeit ihres Bestehens in Ansichten über die Heilige Schrift voneinander abgewichen und einige unter dem wehrlosen Namen sich mehr Freiheit gestatten, als die evangelische Lehre des Neuen Testaments in dem Sinne und Geiste aufgefaßt und angenommen, durch welchen es eingegeben und geschrieben worden ist, gestattet. Dr. Wilhelm Mannhart in seiner Wehrfreiheit (von 1863 herausgegeben S. 62) teilt die Mennoniten in drei Klassen: 1) Diejenigen, welche unter keiner Bedingung Kriegsdienste leisten, sondern den Grundsatz der unbewaffneten Gelassenheit als bindende Norm bewahren. 2) Diejenigen, welche es dem Gewissen des Einzelnen überlassen, der Wehrpflicht nachzukommen, oder nur bei Verteidigung des eigenen Hauses und Herdes zur Waffe zu greifen. 3) Diejenigen, welche persönlichen Kriegsdienst leisten.

Daher ist es ja auch ganz selbstverständlich, daß auch jede Klasse ihr Glaubensbekenntnis dahin abrichtet, wie es ihrer Ansicht entspricht. Zu der ersten Klasse zählte Dr. Mannhart auch die Mennonitengemeinden in Preußen und Rußland; nachdem aber auch beide Gemeinden, letztere nur das Forstwesen im Militärdienst übernommen, und die an der Wehrlosigkeit festhaltenden ausgewandert sind, dürften diese nicht mehr als zur ersten Klasse gehörend betrachtet werden. Welche von diesen drei Klassen mit ihrem Bekenntnis dem Evangelium von Christus und der Lehre seiner heil. Apostel am nächsten stehen, will ich dem gottseligen Leser selbst zur Beprüfung und Beurteilung überlassen.

In Glaubensbekenntnissen der Obrigkeit den Lohn der ewigen Seligkeit anwünschen, dürfte nicht so aufgefaßt werden, daß damit gesagt sei, daß diese Personen ausnahmsweise ohne die in Heil. Schrift gemachten Bedingungen, wie z. B. Matth. 18, 3; Mark. 10, 15; Joh. 3, 3. 5; 1. Kor. 6, 9. 10; Gal. 5, 19—21 u. dgl. m., werden selig werden.

Daß es keines einheitlichen Bekenntnisses bedarf, um selig zu werden, dürften etwa folgende Schriftstellen erklären: Matth. 10, 32; Luk. 12, 8; Joh. 8, 31. 32; Röm. 8, 5. 6; 15, 5; Phil. 2, 5; 3, 15. 16; 1. Pet. 3, 8. Und wenn Schrift mit Schrift erklärt, dann haben die Vorväter älterer Zeit mehr Erleuchtung des Heil. Geistes und auch mehr Treue im Gehorsam des Worts an den Tag gelegt, wie z. B. zur Zeit der Märtyrer, als diejenigen jüngerer und die Gläubigen unserer Zeit überhaupt genommen, daß die Lehre des Apostels (Ebr. 13, 7) auch uns in betreff ihrer Lehre noch heutigestags gilt.

Als Beweis dafür gilt, das Verlassen von Hab und Gut und das Darangeben des eigenen Lebens um des Glaubens wegen der Vorväter, während die Jüngeren ihre Glaubensnorm den Umständen und den Lebensverhältnissen der Zeit anzupassen suchen, und anstatt wie Paulus (2. Kor. 10, 4. 5) lehrt: „Zu verstören die Befestigungen und die Anschläge und alle Höhen, die sich erheben wider das Erkenntnis Gottes, und gefangen zu nehmen alle Vernunft unter dem Gehorsam Christi, beugten letztere das Wort Christi und seiner Apostel unter ihre Vernunft, um des lieben Mammons wegen, und will also die Kirche immer mit der Obrigkeit gemeinschaftliche Sache machen, wozu dieselbe die Kirche zu allen Zeiten stets einladet, um dem Kreuz Christi auszuweichen.

Christus aber lehrt: „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein." Luk. 14, 27; Matth. 10, 38; Mark. 8, 34; Luk. 9, 23. Auch schon Paulus klagte zu seiner Zeit darüber, daß viele der Gläubigen so wandelten als Feinde des Kreuzes Christi. (Phil 3, 17—19.) Daher auch der prophetische Zuruf Jer. 6, 16 und Jes. 30, 21 an unsere mennonitischen Gemeinden ganz zeitgemäß ist. Schließe also meinen Artikel mit dem Wunsche und Gebet des Apostels Ebr. 13, 20. 21.

Aller Rundschauleser Wohlwünscher hüben und drüben herzlich grüßend unterzeichnet Isaac Peters.

Eigensinn.

Es wird den Müttern so oft gesagt, daß sie vom ersten Lebenstage eines Kindes mit der Erziehung desselben anfangen sollten. Daß aber mit dem dritten Jahre die hauptsächliche Erziehung beendet sein soll, mag wohl manchem neu sein. Und doch ist viel Wahres daran, und man hat später dann nur immer noch zu verbessern und aufrecht zu erhalten, was man in den ersten drei Lebensjahren begonnen hat. Darin machen die meisten Leute den Fehler, daß sie einem sogenannten „Nesthäkchen" allen Willen thun. Wenn ein Zweijähriger sehr unartig ist, dann heißt's: „Er ist noch so klein, wenn er erst größer ist, wollen wir es ihm abgewöhnen." Aber — liebe Mutter — was du ihm abgewöhnen willst, das hebe ja nicht auf, sondern ziehe den Eigensinn und die Unart mit der Wurzel aus; dadurch ersparst du dir und deinem Kinde manche trübe Stunde; ja, du legst den Grundstein zum Glück deines Kindes. Man hört so oft sagen: „Es will aber doch, und giebt man es ihm nicht, dann schreit es und um der lieben Ruhe willen gebe ich ihm, was es will." Ja, natürlich will ein Kind manches, das ihm sogar schädlich sein kann, aber darum hat Mutter Natur auch ältere Leute geschaffen, die verständig sein sollen und das Kind erziehen, aber nicht verderben. Ich will durchaus nicht sagen, daß das Kind keinen eigenen Willen haben soll, nur soll es keinen Eigenwillen haben. Und wenn man einmal nein gesagt hat, dann muß man fest bleiben und sich nicht etwas abtrotzen lassen. Die Kinder sind sehr schlau, und wenn sie erst merken, daß sie nur zu schreien brauchen, um alles zu bekommen, da schreien sie eben, bis sie das Verlangte haben. Weißt du nicht, liebe Mütter, daß im Versagen oft größere Wohlthat für das Kind liegt als im Geben? Sieh' nur nach dem blauen Himmel hinauf. Der Vater dort oben thut auch nicht alles, was du willst, dennoch mußt du dir immer wieder sagen, er hat das Richtige gewählt. Wenn du einmal „nein" gesagt hast, darfst du ja nicht, wenn das Kind schreit und stampft, schließlich, um Ruhe zu haben, ihm den Willen thun. Auch sollte man nie über irgend welche Unart lächeln oder gar, wie das so oft geschieht, in Gegenwart des Kindes davon sprechen. Wer dem Kinde den Eigensinn austreiben will, erfülle das Sprichwort: „Bei Eigensinn ist kein Gewinn."

Unterhaltung.

Der Tempelhauptmann.

Von Anton Ohorn.

Erstes Kapitel.

In der Stadt Neros.

Der Frühling des Jahres 65 nach Chr. Geb. goß seine Anmut aus über die Siebenhügelstadt Rom. Noch war sie nicht völlig wiedererstanden aus dem verheerenden Brande, welchen, wie man erzählte, die wahnwitzige Hand des Kaisers Nero selbst angestiftet und der unsägliches Elend über Hunderttausende gebracht und stillen, heißen Ingrimm gegen den rohen und tyrannischen Imperator geweckt hatte. In neun furchtbaren Tagen war fast die Hälfte der Stadt in Asche und Trümmer zusammengesunken. Nero jedoch hatte angefangen, auf der gewaltigen Brandstätte seinen riesenhaften Palast, sein „goldenes Haus" zu bauen, das zwar noch nicht ganz vollendet stand, aber bereits hinlänglich Zeugnis ablegte vor der selbst in dem üppigen und luxuriösen Rom außergewöhnlichen Pracht; es sollte die Verbindung herstellen zwischen dem alten Kaisersitze auf dem palatinischen Hügel mit den durch Erbschaft an die Imperatoren gefallenen herrlichen Gärten des Mäcenas auf dem Esquilin.

In den Gärten selbst war ein wundervolles Blühen und Weben des Lenzes, der das ganze Füllhorn seiner reichen Gaben auf diesen mit ausgesuchter Kunst ausgenützten Flecken der italischen Erde ausgeschüttet zu haben schien. Dunkle, schlanke Cypressen ragten stumm und ernst empor zu dem blauen Himmel, Hunderte von Granatbäumen standen überschüttet von roten Blüten und leuchteten bezaubernd durch den Frühlingsabend, aus hellen Lorbeerhainen lugten weiße marmorne Götterbilder, und da und dort stand groß und herausfordernd die Statue des Cäsars, der es liebte, sich seinem Volke auf Schritt und Tritt in Erinnerung zu bringen. Aus marmornen Becken stiegen glitzernde Wasserstrahlen und spielten phantastisch durcheinander, und in das leise Plätschern und Klingen, mit welchem sie in die Bassins zurückfielen, jauchzten und klagten die Nachtigallen. Auf kunstvoll errichteten Terrassen, in säulengetragenen, luftigen Hallen, an den Stufen kleiner, zierlicher, weißer Tempel, die von niedrigen umbüschten Anhöhen herabschauten, waren breite Gruppen fremder, farbenleuchtender Blumen, und Auge und Herz hatte seine Lust an all der Herrlichkeit, über die der klare Himmel des Südens sein abendliches Sonnengold ausgoß.

In einer Pinienallee schritten zwei junge Männer hin. Der eine, schlank und hochgewachsen, mochte etwas mehr als 30 Jahre zählen. Sein bartloses Gesicht mit der kräftigen, gebogenen Nase und dem dunklen, leicht gekrausten Haar ließ ohne Mühe in ihm den Nicht-Römer, den Orientalen erkennen. Er trug eine Tunika von auffälliger Färbung und darüber einen leichten Ueberwurf, den er malerisch über die eine Schulter gezogen hatte. In seinem Wesen und seinem Gange war etwas Auffälliges und Geziertes, etwas Gemachtes und Gesuchtes, so daß man unschwer in ihm einen Künstler irgend welcher Art vermutete. Der andere war etwas kleiner, auch um einige Jahre jünger, hatte rötliches Haar und einen Bart von gleicher Farbe, der mit großer Sorgfalt von seinem Besitzer behandelt zu werden schien. Aus dem frischen Gesichte sahen ein Paar kluger Augen klar und beobachtend in die Welt, und auch bei ihm verriet der ganze Typus des Antlitzes den Fremden, den Judäer. Er trug eine vornehme hellgelbe Tunika, und sein Aeußeres hatte etwas Stutzerhaftes. Doch erregte sein Wesen und sein ganzes Auftreten Interesse, und mancher, der den beiden begegnete, blieb stehen und sah ihnen nach.

Zwei ältere Männer waren ihnen entgegengekommen, der junge Mann, welchen wir für einen Künstler halten, hatte beinahe ehrerbietig gegrüßt, und einer von den zweien fragte den andern:

„Sag', Lucilius, ist der mit dem glatten Gesichte nicht Alityros, der jüdische Schauspieler?"

„Gewiß, mein Clodius," war die Antwort — „er ist der Günstling der Kaiserin Poppäa Sabina—und der andere ist ebenfalls ein Jude, Joseph ben Mathia, genannt Josephus Flavius, ein junger Gelehrter mit griechischer Bildung. Er hält sich hier auf, um die Befreiung zweier angesehener Jerusalemer Pharisäer, des Ezekias und des Josua ben Gamala, zu bewirken, die der frühere Landpfleger von Judäa, Albinus, als Geiseln mit nach Rom gebracht hat. Wenn er Poppäa Sabina gewinnt, erreicht er seinen Zweck."

Der Redende hatte die letzten Worte leise gesprochen und sah beinahe furchtsam um sich, der andere aber, dem jetzt ein düsteres Feuer in den Augen brannte, flüsterte:

„Das unheimliche blonde Weib beherrscht Rom. Seit der Cäsar seine tugendhafte Gemahlin Oktavia um ihretwillen ermorden ließ, ist er noch fürchterlicher geworden. Sie soll den Juden freundlich gesinnt sein?"

„So sagt man, und das erhöht deren Uebermut. Es gärt und brodelt unheimlich im Judenlande, und der jetzige Landpfleger Gessius Florus ist rücksichtslos genug, durch sein ganzes Verhalten den Brand noch zu entfachen."

„O, laß uns nicht von Staatsangelegenheiten sprechen, mein Lucilius — es ist in Rom gefährlich, und in den Gärten des Nero haben die Bäume und die Statuen lauschende Ohren und schwatzende Zungen. Komm, diese Pracht hier ist unheimlich, wenn man das Elend der Handwerkerviertel kennt."

Langsam gingen die beiden weiter, die zwei jungen Männer aber schritten lachend durch die blühenden Büsche, und der Schauspieler sprach:

„Also, wie ich dir sage: Morgen wird dich Poppäa Sabina empfangen, und hast du nur ein Geschenk für sie, prächtig genug, um ihren schönen Leib zu schmücken, so steht deine Sache gut. Sie wickelt den Cäsar um ihren kleinen Finger, und weil unter den Römern der Judenhaß ein wenig Mode geworden, macht es ihr gerade Vergnügen, unser Volk zu schützen. Eine Laune, Josephus, nichts weiter — aber man muß verstehen, sie auszunützen. Ich stehe wunderlich in ihrer Gunst, so daß mir manchmal bangt, denn wenn Nero eifersüchtig wird, hat mein Kopf am längsten auf meinen Schultern gestanden. Ja, es ist ein heißer Boden, ein Vulkan, dieses Rom."

„Und doch ist's herrlich, groß und einzig. Wo findet sich eine solche Pracht und solcher Glanz zum zweiten Male auf der ganzen Erde? Die Völker der Welt haben ihre Schätze her zusammengetragen, und alle Sinne sind in immerwährender Erregung. Hier ist Leben, hier ist Genuß, hier ist Bildung, und jeder Tag bringt Neues, Unerwartetes. Und wie gigantisch sind alle Staatseinrichtungen, für die Ewigkeit gegründet, und es ist unmöglich, daß dieses Weltreich jemals zu Grunde gehen kann. Wie viele Reiche hat es in den Staub getreten, dieses stolze Rom, wie vielen starken Völkern hat es den Fuß auf den Nacken gesetzt, Staub sind sie alle geworden vor der gewaltigen Herrscherin."

„Du bist begeisterter für Rom als ein Römer. Auch dieser Riese hat seine verwundbaren Stellen, und an dem gewaltigen Leibe fressen Eiterbeulen. Geh' hinein in die Winkel der Armut und der Schande und sieh dir einmal das Widerspiel dieser Herrlichkeit hier an! — — Rom wird bezwungen werden durch sich selbst. Aber das schauen wir nicht, noch unsere Enkel — darum fort mit allen ernsten Gedanken. Laß uns den Tag genießen, Joseph! — Sieh', wie es lebendig wird in den Gärten von geputzten Frauen und stutzerhaften Müßiggängern—Freude und Genuß ist die Losung all der Tausende, die hier zusammenströmen...."

„Und wo bringen wir den Abend hin?"

„Laß uns hinauswandern nach der Via Appia zu Cajus Tibullius. Seinen Sohn Marcus kennst du, den prächtigen Jüngling mit dem frischen, lebensfrohen Gemüte, der sich auch im Treiben der Weltstadt einen gesunden Sinn bewahrt hat. Er wird sich freuen, dich im Hause seines Vaters zu sehen!"

„Und meinst du, daß wir willkommen sind?"

„Und weshalb nicht?—Der Römer liebt und übt die Gastfreundschaft, und es macht ihm Freude, vor den Fremden mit seinem Besitz und seinem Reichtum zu prunken. Du sollst eines vornehmen Mannes Haus sehen!"

„Mir soll es angenehm sein, wenn du mich einführen kannst."

Und langsam schlenderten die beiden weiter durch das zunehmende Gewühl, während die Sonne immer tiefer sank und die Blüten ihren duftigen Odem immer stärker ausströmen ließen. Aus dem Lärmen und Treiben der Stadt kamen sie endlich nach der Via Appia. Zu beiden Seiten standen freundliche Landhäuser (suburbana) im Grün der herrlichen Gärten, wie die Vornehmen sie hier gebaut, um einige ruhige Stunden des Tags oder des Abends hier zu verleben und zur Nacht wieder in ihre prächtigen Stadthäuser zurückkehren zu können.

Vor einem der anmutigsten derselben hielt Alityros an.

„Verrät das Haus nicht den Geschmack des Besitzers?" fragte er seinen Begleiter.

„Den Geschmack und den Reichtum zugleich," erwiderte dieser und sah wohlgefällig an den schlanken, weißen Marmorsäulen des Ostiums (Eingangs) hinan und ließ die Blicke über die glänzenden Statuen zu beiden Seiten sowie über das kunstvoll geschmückte Giebelfeld schweifen. Sein Freund aber zog ihn fort, und sie betraten das Vestibulum (Vorsaal). Auch hier zeigte der Fußboden in Marmormosaik kunstvoll verschlungene Arabesken und Wand und Decke reiche Täfelung. Aber schon erschien der Thürhüter, um sie zu begrüßen, Sklaven eilten herbei, um sie nach dem Atrium zu begleiten, in dessen Mitte ein Springbrunnen seinen glitzernden Strahl aus dem Munde eines marmornen Tritons emporsteigen ließ.

Es war Geschäftigkeit im Hause, die man wohl sah, aber nicht hörte, denn lautlos bewegten sich die zahllosen Diener, und im Augenblick mußte wohl auch der Herr des Hauses von der Ankunft der Gäste unterrichtet worden sein, denn aus dem Tablinum (dem Herrenzimmer) trat ihnen nun ein junger, blühender Mann entgegen, reich und vornehm gekleidet, und in seinem ganzen Wesen von Frische und feinstem Anstand.

„Seid gegrüßt, ihr lieben Freunde!" sprach er.—„Ihr kommt zu guter Stunde, um einen kleinen Kreis von Auserlesenen vollzählig zu machen, der diesen Abend uns hier erfreut!"

„Viel Dank, edler Marcus Tibullius," erwiderte der Schauspieler; „wir freuen uns des herzlichen Empfangs, dessen wir bei deiner und deines trefflichen Vaters Gastfreundschaft sicher sein durften, wie ich meinem Freunde Flavius Josephus schon versicherte."

„Solches Vertrauen ehrt uns! Gegrüßt, mein Flavius Josephus — wir kennen uns ja schon. Doch kommt, mein Vater wird sich freuen, euch zu sehen — nur eins — vergebt, wenn ich davon spreche—muß ich euch vorhersagen: Albinus, der vormalige Landpfleger von Judäa, ist heute bei uns zu Gast; er ist nicht wohl zu sprechen auf eure Landesgenossen, und wenn er auch, wie ich hoffe, des Gastrechts heilige Pflichten ehrt — ein unmutig' Wörtlein könnte dem alten Mann doch entschlüpfen, nehmt es nicht übel! Aber kommt!"

Er schritt den beiden voraus durch das Peristyl, eine herrliche Säulenhalle, innerhalb deren wiederum ein großes Marmorbassin mit kunstvoll angelegtem Springbrunnen sich befand, um welchen Beete angelegt waren, auf denen Blumen in dichter Fülle und entzückender Farbenpracht blühten und ihren Duft in den warmen Frühlingsabend hineinatmeten. Einen Augenblick blieb Josephus stehen, im Anschauen versunken, und that einen tiefen Atemzug, dann folgte er den beiden anderen nach dem Oekus, dem Gesellschaftszimmer.

Der Herr des Hauses, der Vater des Marcus, der Senator Cajus Tibullius, trat ihnen entgegen, bekleidet mit der purpurverbrämten Toga. Er stand an der Schwelle des Greisenalters, war aber stattlich und hochragend, und sah mit hellen, klugen Augen, die er auch auf seinen Sohn vererbt hatte, auf die Ankommenden. Sein weißschimmerndes Haar lockte sich leicht über der hohen Stirn. Freundlich begrüßte auch er die beiden und lud sie ein, sich niederzulassen, und an dem Mahle, das noch im Gange war, teilzunehmen. Zuvor aber stellte er sie den Anwesenden vor. Es waren noch fünf Männer, meist in vorgerückten Jahren und alle, wie es schien, aus vornehmen Geschlechtern, unter ihnen der ehemalige Landpfleger Albinus. Er war hager und bleich, und seine etwas tiefliegenden Augen verhehlten nur schlecht den Schimmer des Unmuts, als Alityros und Joseph ihm genannt wurden. Aber mit der Höflichkeit des gebildeten Mannes bezwang er sich, und man lagerte sich wieder, wie es Brauch war, auf die Speisesofas, die auf drei Seiten um einen viereckigen Tisch standen und mit kostbaren seidenen Decken überzogen waren.

Ein Teil der cena (Hauptmahlzeit) war bereits vorüber; aber die herbeieilenden Sklaven brachten auch für die Neuangekommenen alle Speisen, welche aufgetragen worden waren: zuerst Austern und Schnecken, Sardinen und Seeigel, dann gebratenen Eber, Krikenten, Pfauenbraten in einer starkgewürzten Sauce, und endlich Picenterbrot und Nachtisch. Man sprach nicht viel während der Mahlzeit, aber als man nach derselben aus den getriebenen Silberbechern den feurigen Falerner und Vesuvwein trank, da ward es lebendig und lauter, wenn das Gespräch nicht unterbrochen ward durch die Sklaven, welche mit ihrem Gesang und Musikinstrumenten die Gäste zu erheitern bemüht waren. Man redete von Tages-

neuigkeiten und Stadtklatsch, von Festen öffentlicher und privater Art und vermied es möglichst, das Gebiet der Staatsangelegenheiten zu berühren oder des Kaisers Erwähnung zu thun.

Aber allmählich erregte der Wein die Geister, und man nahm es weniger genau.

Albinus hatte die Wendung des Gesprächs herbeigeführt, indem er Josephus fragte, wie ihm Rom gefalle, und nach dessen begeisterter Aussprache beifällig sagte:

„Es freut mich, das aus dem Munde eines Juden zu hören. Eure Nation ist ein halsstarrig' Volk, versessen auf seine geschichtlichen Traditionen und vermeintlichen Vorrechte unter den Völkern; der Glaube an seine Theokratie, daß es der ausschließliche Gottesstaat sei, macht es übermütig."

„Die Geschichte seiner großen Könige David und Salomo, die Zeiten der Makkabäer geben ihm ein kleines Recht, stolz zu sein," bemerkte Josephus in einer beinahe bescheidenen Weise.

„Solche Tage des Glanzes sind vorbei und kehren nicht wieder. Ich habe euer Volk wohl kennen gelernt als Landpfleger; es hat gegen die besten Anordnungen oft genug einen geradezu kindischen Trotz, es fordert unverständig unsere Macht heraus und vergißt, daß es derselben nicht gewachsen ist. Es ist zerrissen in Sekten, die sich bitter genug befehden, wie die Pharisäer mit ihrem Buchstabenglauben und ihrem kleinlichen und engherzigen Sinn und die freigeistigen, stolzen Sadducäer, zu denen nun noch die Nazarener, die Anhänger jenes angeblichen Messias, kommen, den Pontius Pilatus an das Kreuz schlagen ließ."

„Dazu zählen nicht nur Juden, sondern selbst Römer", bemerkte der Schauspieler.

„Gewiß—erwiderte Albinus — aber von den Juden ist auch diese Seuche ausgegangen,—und was könnte auch Gutes aus dem Judenlande kommen!"

Ueber das Gesicht des Josephus huschte eine Röte der Erregung, aber für ihn sagte Marcus mit feiner, liebenswürdiger Höflichkeit:

„Du vergissest, Albinus, daß Judäa uns Josephus Flavius gesandt hat und den berühmten Alityros."

„Sie sind halbe Römer geworden," sprach einigermaßen ruhiger der alte Landpfleger—„und erkennen an, daß Rom der Mittelpunkt der Welt ist, mit dem sich an Macht und Glanz keine Stadt und auch kein Staat messen kann."

„Das spreche ich gern aus" — sprach Josephus — „aber ich möchte auch nicht verschweigen, daß in der Stunde der Gefahr das ganze Volk der Juden eins sein und daß ein neuer Judas Makkabäus in ihm erstehen kann."

Albinus lächelte spöttisch:

„Die Römer sind keine Syrier, und unseren Legionen wäre auch ein Makkabäus nicht gewachsen, das glaubt mir. Das Judenland geht in sein Verhängnis, wenn es wagen sollte, sich gegen unsere Herrschaft aufzulehnen, und von Jerusalems Mauern würde kein Stein auf dem anderen bleiben."

Auch andere Gäste pflichteten der Aeußerung bei, der Hausherr aber sprach:

„Laßt uns anderes reden und nicht vergessen, daß unsere Gäste Nicht-Römer sind. — He, Sklaven, füllt die Becher noch einmal....auf euer Heil, meine Freunde!"

Aber die rechte Stimmung wollte sich nicht mehr finden, und als Marcus erklärte, daß er nach der Stadt zurückkehren wolle, schlossen sich die beiden Juden ihm an. Mit schöner Freundlichkeit verabschiedete sich Cajus Tibullius, mit ruhiger Höflichkeit die anderen. Die Begleitung Fackeln tragender Sklaven lehnten die drei jungen Männer ab, da der volle Mond sein heiteres Licht über das Land ausgoß, und so schritten sie langsam durch die Appische Straße hinein in die Weltstadt, die noch lange nicht zur Ruhe kam. Aus den Schenken tönte Lärmen, Lachen und Musik, in den Gassen lief lustiges, leichtlebiges Volk hin und her, und erst in den vornehmen Stadtteilen ward es ruhiger.

Unterwegs hatten sie manches gesprochen. Marcus hatte gesagt:

„Ihr nehmt es Albinus wohl nicht übel, wenn er über euer Volk und Land nicht freundlich urteilt, er hat keine guten Erfahrungen als Landpfleger gemacht und hat wohl auch dem Weine zu viel zugesprochen."

„Eines ist mir doch klar geworden," erwiderte Josephus — „unser Volk scheint wenig Sympathie in Rom zu besitzen."

„Das kann ich nicht leugnen," bemerkte Marcus — „aber es hat eine Freundin in Poppäa Sabina, der Gattin des Kaisers. Freilich ihre Freundschaft ist ein Danaergeschenk; sie ist nicht beliebt bei dem Volke, und was ihr angenehm ist, ist den Römern verhaßt," fügte er leise bei. „Wollt ihr etwas Günstiges für euch bei Nero erreichen, so sucht ihre Gunst zu gewinnen."

Alityros sah bedeutsam seinen Freund an, und dieser verstand ihn. Beide schwiegen, aber Marcus fuhr fort:

„Wißt ihr auch, daß es mich gelüstet, Jerusalem, eure heilige Stadt, kennen zu lernen mit seinem Heiligtum und seinen stolzen Palästen, und daß ich beabsichtige, mich der Legion einreihen zu lassen, welche im nächsten Frühjahr zur Ablösung hingesandt wird?"

Josephus sprach mit freudiger Erregung:

„Es ist kein Rom, aber es ist ein Jerusalem und darf sich sehen lassen unter den Herrscherinnen der Welt. Und wenn du dahin kommst, edler Marcus, so wirst du auch im Hause des Juden Gastfreundschaft finden, und ich werde glücklich sein, meine Dienste dir anbieten zu können."

„Das soll gelten!" sagte lachend der junge Römer und reichte dem anderen die Hand. Plötzlich aber blieb er stehen und sah hinein in die mondhelle Gasse. Die drei jungen Männer standen im Schatten eines Palastes, und schweigend zog Marcus seine beiden Gefährten dicht hinter die massiven Säulen der Vorhalle.

„Bei Jupiter — seid still!" flüsterte er ihnen zu, und alle drei standen bewegungslos wie Statuen. Des Weges aber — mitten auf der Straße — kamen drei Männer. Der vorderste war hochgewachsen, von schwerfälligem, fast plumpem Leibe, und der leichte Mantel, der ihn umhüllte, ließ die Gestalt noch massiver erscheinen. Gleich neben ihm schritt ein anderer, mit einem dunkelfarbigen Antlitz, und dahinter, etwas gebückt, der dritte, auf dessen unheimliches Gesicht, mit den schielenden Augen, der volle Mondstrahl fiel. Josephus schauderte unwillkürlich, als er ihn ansah, aber er wußte auch, wer die drei waren: Kaiser Nero, sein Günstling Tigellin, und — der Henker.

Sie gingen langsam, schweren Schrittes vorüber, und man hörte durch die stille Gasse das laute, rohe Lachen des tyrannischen Herrschers, der nach nächtlichen Abenteuern suchte, wie ein Raubtier, das nach Beute geht. Erst nachdem Nero mit seinen Begleitern verschwunden, traten die drei jungen Männer heraus aus ihrem Versteck, tief aufatmend.

„Laßt uns den Göttern danken, Freunde" - sprach Marcus—„es ist nicht geheuer, um diese Stunde in einsamer Gasse Nero mit seinen Genossen zu treffen; er könnte darin einen Anschlag, eine Verschwörung wittern, und unsere Köpfe sind nicht fest genug zwischen den Schultern. Morgen wird man in Rom erzählen, daß man da oder dort einen blutigen Leichnam in den Straßen gefunden hat.... und wär's nur ein Betrunkener gewesen, der den Zorn des Cäsars geweckt hat."

Die beiden Juden überlief ein unbehagliches Frösteln, und schweigend gingen sie mit Marcus weiter bis zu dessen palastähnlichem Stadthause, wo sie von ihm Abschied nahmen, um auch ihre Quartiere aufzusuchen.

Um die Mittagszeit des anderen Tages sehen wir die beiden Freunde unter den Säulenhallen des wundersam großen, glänzenden Kaiserpalastes auf dem Palatin. Es war die Stunde, da Poppäa Sabina, die Gattin Neros, Flavius Josephus empfangen wollte, wie Alityros, ihr Günstling, es ihm mitgeteilt hatte. Beide waren heute in besonders kostbare Gewänder gehüllt, und Josephus nahm aus der Hand eines Sklaven, der ihn bisher begleitet, ein Kästchen von herrlicher Arbeit und reichen Verzierungen.

Sie betraten das Atrium, das mit verschwenderischer Pracht ausgestattet war und dem jungen jüdischen Gelehrten, der es zum ersten Male sah, einen lauten Ruf der Bewunderung entlockte, aber es war nicht Zeit zum Staunen; Sklaven und Hausbeamte eilten herbei, und einer der Vornehmsten unter den letzteren geleitete die beiden nach den Gemächern der Herrscherin. Der Luxus dreier Weltteile schien sich in diesen Räumen zusammengefunden zu haben, und wie geblendet stand Josephus mehr als einmal still und blickte nach den Herrlichkeiten, die in verschwenderischer Fülle hier ausgestreut waren. Wie ein Traum war es ihm, und sein Freund mußte durch ein leises Wort ihn erinnern, daß sie im nächsten Augenblicke vor dem Weibe Neros stehen würden.

Ein kostbarer, reich gestickter Vorhang war durch Sklaven beiseite geschoben worden, und in mildem, dämmrigem Lichte lag der Raum, in welchem Poppäa Sabina auf einem herrlichen, von goldenen, zierlichen Panthern getragenen Ruhebette sich befand. Es war ein schönes Weib, dem in blonder, kunstvoll frisierter Lockenfülle das üppige Haar um ein rosiges Antlitz sich schmiegte, aus welchem ein Paar großer blauer Augen mit einem bestrickenden Reiz den beiden entgegensah. Sie trug eine Tunika von blauer Seide mit reichen, feinen Silberstickereien und darüber eine Stola aus feinstem bernsteingelbem Gewebe, das wie flüssiges Gold schimmerte und gleißte, während der Gürtel, ein Kunstwerk der Stickerei, mit einem prachtvoll geschnittenen Onyx verschlossen schien. An den kleinen Füßen aber, die unter der Tunika hervorsahen, hatte sie edelsteingeschmückte Sandalen. Man hätte es ihr nicht angemerkt, wie sie so, vergleichbar einer schönen, geschmeidigen Katze, sich in die weichen Polster schmiegte, welche Heimtücke und Grausamkeit in diesem Weibe schlummerte, das über Blut und Leichen sich den Weg zum Throne gebahnt hatte.

Mit süßem Lächeln um die vollen, roten Lippen, deren leuchtender Färbung wohl auch die Kunst ein wenig nachgeholfen haben mochte, begrüßte sie die beiden jungen Männer, die sich ehrerbietig vor ihr bis zur Erde neigten, und sagte:

„Ich freue mich, dich kennen zu lernen, Flavius Josephus, ich habe viel Rühmliches gehört von deinen Studien und deiner Neigung für Rom. Ich bin deinem Volke überhaupt gewogen—Alityros weiß es — es ist ein eigenartiges Volk mit einer reichen Kultur und einem starken Selbstbewußtsein, das in seiner Gottesidee wurzelt. Auch gefallen mir die Männer des Judenlandes mit ihren dunklen feurigen Augen."

„Herrin," entgegnete Josephus, „du ehrst mich und mein Volk hoch, und dein Wohlwollen ist unser Glück. Vergönne darum, daß ich einen bescheidenen Gruß des Judenlandes dir überreichen darf!"

Er kniete vor dem schönen Weibe nieder und öffnete das Kästchen, welches er in der Hand trug. Von seidenem Grunde blitzte und leuchtete es daraus hervor, und als Poppäa hineingriff, hielt sie ein Geschmeide wundersamer Art zwischen den weißen Fingern: eine mehrgliederige Kette, in welcher milchweiße, große Perlen mit goldklaren Bernsteinkugeln und tiefblauen Saphiren abwechselten, während die Verbindungskette aus feiner, getriebener Arbeit bestand, und jedes Glied anders geartet, für sich allein ein kleines Kunstwerk darstellte.

Staunend hing der Blick der Kaiserin einige Augenblicke an dem Geschmeide, dann schlang sie es um ihren weißen Hals, und leuchtender noch hob es sich an dieser Stelle, daß selbst Josephus einen Moment seine Augen wie geblendet schließen mußte.

„Das ist herrlich," sprach Poppäa, „und selbst des Weibes Neros wert; dafür bin ich dir Dank schuldig, Josephus; was kann ich für dich thun?"

„Herrin," sagte der Angesprochene, der sich noch nicht von den Knieen erhob, „du weißt von Alityros, daß zwei angesehene Männer unseres Volkes hier in Haft liegen, bejahrte Männer, denen keine andere Schuld nachgesagt werden kann, als daß sie Einfluß und Ehre in ihrer Heimat hatten, und die darum von dem Landpfleger Albinus als Geiseln mitgenommen wurden für die Ruhe in ihrem Volke. Herrin, gieb sie Ihren wieder, ehe sie hinsterben in den Kerkern der ewigen Stadt, und sie und ihr Haus werden dich segnen alle Tage."

„Steh' auf, Josephus, ich bin keine Göttin, und ihr Juden sollt, so höre ich, nur knien vor eurem Jehovah, ich bin aber eben darum nicht allmächtig. Was ich vermag, will ich gern versuchen, dir zu Willen zu sein. Laß uns harren auf eine gute Stunde des Cäsars und glaube mir, daß ich sie nützen will. Morgen vielleicht in den Spielen im Amphitheater kann sie schon kommen, also hoffe und harre! Nun, nimm nochmals meinen Dank für dein Geschenk-sie strich wie liebkosend über das Geschmeide — und ich hoffe, dich nicht zum letzten Male gesehen zu haben. Sorge dafür, Alityros, daß dein Freund an unseren Festen nicht fehle, damit er einst daheim von Rom und seinem Glanze zu erzählen weiß."

„Und von Roms herrlichstem und gütigstem Weibe," sagte begeistert Josephus mit leuchtenden Augen; und die kühne Huldigung schien der Kaiserin zu gefallen. Wohlgefällig nickte sie ihm noch einmal zu, dann entfernten sich die Freunde, hinter ihnen sank der kostbare Vorhang, aber nun konnte sich Josephus nicht enthalten, er umarmte stürmisch den Schauspieler und flüsterte ihm zu: „Das ist Rom, das einzige Rom, das goldene Rom des Nero."

(Fortsetzung folgt.)

In der wirklichen Welt sieht es nie so schlimm aus und nie so gut, wie in der Welt der Zeitungen.

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

6. November 1901.

Die „Rundschau" von jetzt bis Neujahr 1903 nur **einen Dollar**. Die neue Geschichte ist allein mehr wert.

In Hillsboro, Kansas, ist ein Lot (½ Acre groß) mit zwei Häusern darauf, an der besten und belebtesten Straße gelegen, billig zu verkaufen. Zu erfragen in der Farmer's State Bank.

„Seelen für den Herrn gewinnen" ist die hochtrabende und heuchlerische Devise so vieler geistlicher Schnorrer. Wie ernst sie's mit solchem Seelengewinnen meinen, versteht man daraus schon, daß sie sich untereinander beneiden und beschimpfen.

Bruder Levi Groff von Waterloo, Ont., welcher mit Bruder und Schwester Lapp zusammen die Reise nach Indien antrat, ist zurückgekehrt. Auf der Reise erkrankt, kam er zu dem Entschluß; daß das Klima unpassend für ihn sei.

Bruder A. Metzler, Superintendent des Waisenheims zu West Liberty, Ohio, war am 17. einer der Besucher im Verlagshause. Er hatte einen gewitzten böhmischen Jungen aus dem Waisenheim mitgebracht, welcher in der Familie des Bruders Charlie Schantz ein angenehmes Heim fand.

Bruder Samuel Burkholder und Gattin und Bruder P. S. Heatwole und Gattin von Rockingham Co., Va., machten kürzlich in Ohio und Indiana Besuche. Auch statteten sie am 16. v. M. dem Publikationshause einen angenehmen Besuch ab. Kommt wieder!

Die „Rundschau" kostet auch jetzt nur $1 00 per Jahrgang. Wer jetzt bestellt und bezahlt, erhält die „Rundschau" bis Neujahr umsonst. Also wer uns einen Dollar schickt, erhält sofort die „Rundschau" zugeschickt, und schicken wir ihm dieselbige für den einen Dollar bis Neujahr 1903.

In der „Rundschau" wird ausgangs November eine kurze Anleitung zur Durchführung eines Weihnachtsprogrammes mit der Sonntagsschule erscheinen. Wem das gut genug ist, darf sich ja dann weiter keine Mühe und Auslagen machen. Auch werden wieder in Zeit Weihnachts- und Neujahrswünsche erscheinen.

Mit dieser Nummer beginnt eine neue Geschichte, „Der Tempelhauptmann". Eine belehrendere und spannendere Geschichte hat die „Rundschau" noch nicht gebracht. Wir werden Extraexemplare drucken, um Nachbestellungen ausfüllen zu können. Wer uns $1.00 für die „Rundschau" für das Jahr 1902 schickt, erhält, wenn er solches wünscht, alle Nummern, welche die Geschichte „Der Tempelhauptmann" enthalten, umsonst nachgeliefert. Bestelle jetzt.

"The Berne Witness" ist ein Blatt so respektabel wie irgend ein Lokalblatt in unserm Lande, was auch J. A. Sprunger und seine Anhänger dagegen sagen mögen. Das Blatt hat Erfolg, wie sehr eine heuchlerische und neidische Bande auch dagegen heult. Die englische und die deutsche Ausgabe werden von jetzt an miteinander verschmolzen erscheinen, und die „Berner Leute" sollten sich untereinander die Hände schütteln, weil sie eine vernünftige Zeitung haben.

Die „Rundschau" ist sechzehnseitig gemacht worden, weil es den lieben Alten schwer fällt, ihre Arme beim Lesen der Zeitungen so weit ausgestreckt zu halten. Die „Rundschau" ist mit „Herold der Wahrheit" verschmolzen, weil die Leser des „Herold", welcher seit 37 Jahren bestanden, so weit ins englische Lager geraten waren, daß das Interesse für ein deutsches Blatt stets schwächer wurde und die Zahl der Unterschreiber nicht mehr auslangte, die Herstellungskosten zu decken. Der englische „Herold" wuchs, und der deutsche nahm ab. Die großmütige „Rundschau" sah ihren Freund traurig am Wege stehen und sprach freundlich: „Komm' mit, Bruder!" So werden die beiden nun ein Stücklein miteinander pilgern. Zur Last wird der „Herold" der „Rundschau" nicht fallen, denn er beansprucht nur ein kleines bescheidenes Eckchen.

Wir werden gefragt, warum wir nicht Konferenzen befürworten. Wir lassen den Konferenzen alles Gute und verstehen, daß dieselben viel gethan haben, aber noch viel mehr thun könnten. Was wir dagegen haben, ist die Thatsache, daß eine Konferenz oft Schablonenmenschen und -christen zuwege bringt, d. h. solche Menschen, die nur in Konferenzprogrammen leben und in Vereinsmeierei total aufgehen. Was uns dabei schade ist, ist die daraus sich ergebende Thatsache, daß die Individualität des Einzelnen sich verliert und daß es schließlich keine Originale, ja keine hervorragenden Leute resp. Leistungen mehr giebt. In der katholischen Kirche darf niemand für sich selber denken; alles, was man verlangt, ist „gehorchen". Wir glauben deshalb, daß eine Konferenz gut bestehen kann, wenn sie nicht zu weit in die ureigenen Sitten und Gebräuche der Persönlichkeiten und der Gemeinden hineingreift. Um eine Konferenz zu leiten, bedarf es einer guten Portion christlicher Geschäftstaktik, und wir nehmen gerne den Hut ab vor den w e n i g e n guten Leitern, die wir haben.

Peter Claassen, Rosthern, Saskatchewan, hat uns ein Geschenk gemacht mit einem von ihm selber verfaßten Buche, genannt „Der wahre Glaube". Wir wollen wenig darüber sagen, denn es scheint uns, das Buch müsse in einem Schenklokal geschrieben worden sein. Unsere Leser mögen selber über den Geist des Schreibers und des Buches urteilen, wenn sie hier wörtlich angeführt lesen, was Claassen über den Artikel „Von der Dreieinigkeit" zu sagen hat:

„Unkenntnis und Widersprechendes, diesen Artikel betreffend. Die Anerkennung Gottes infolge der wahren Erkenntnis desselben ist die eigentliche Wesenheit und die Seele aller Dinge in der gesamten Theologie, und die Kenntnis von Gott ist ohne Offenbarung nicht möglich. Die alte Kirche hat diese Kenntnis nicht, weil sie die göttliche Dreieinheit in drei Personen zerteilt hat, von welchen jede Gott und Herr ist, und die Folge davon ist die, daß diese Kirche so sehr zu ihrem Ende gelangt ist, daß kaum noch einige Ueberreste von ihr vorhanden sind, und infolge dieser Dreieinigkeitslehre hat es sich wie ein Wahnsinn über die ganze Theologie, und so über die Kirche verbreitet, welche vom Namen des Herrn her die christliche genannt wird; Wahnsinn — weil die menschlichen Gemüter dadurch in solche Verrücktheit geraten sind, daß sie nicht wissen, ob Gott Einer ist, oder ob es drei sind."

Und solch Gequatsch druckt die Neue Kirche, um den Swedenborgianismus auszubreiten.

Einladung.

Alle Freunde der deutschen Schule zu Mountain Lake sind hiermit freundlichst eingeladen zur Besprechung und Annahme der Konstitutions-Vorlage, zu Sonnabend, den 9. November, um halb zwei Uhr des Nachmittags, in der deutschen Schule zu Mountain Lake.

Die Lüge ist so schwarz wie die Tinte, mit der gedruckt wird. Darum sagt das Volk: er lügt wie gedruckt.

Aid Plan.

Protokoll der jährlichen Aid Plan-Versammlung,

abgehalten am 28. Oktober 1901 in Goessel, Kansas.

Die Versammlung wurde vom Vorsitzer H. Schmidt mit Gesang und Gebet eröffnet. Das Protokoll von voriger Sitzung am 14. Okt. 1899 wurde von Schreiber verlesen und angenommen.

Es wurde vorgeschlagen und angenommen, alle gegenwärtigen Glieder als mitberatend und stimmberechtigt anzunehmen, 12 Uhr die Vormittagssitzung zu schließen, um 1 Uhr die Nachmittagssitzung anzufangen und um halb fünf abends zu schließen.

Ein Beschlußkomitee aus den Brüdern D. Buschman, P. J. Krause und C. C. Epp bestehend wurde ernannt. Die 10 Punkte, welche uns in dem vorletzten Bericht vom 31. Dez. 1900 zur Beachtung empfohlen wurden, wurden der Reihe nach vorgelesen und besprochen.

Beschlossen, der Hauptversammlung in Elkhart den Wunsch vorzulegen, daß wenn in einigen Distrikten der Schaden immer wieder höher ist als in andern, dem Exekutivkomitee die Aufgabe zu stellen, die Ursache dieses Mehrschadens zu untersuchen und im Falle von Nichtbeachtung der Regeln des Aid Plan, den betreffenden Lokalen und auch der Hauptversammlung darüber zu berichten.

Das bestehende Komitee wurde ergänzt durch die Brüder A. Becker und D. Unruh und dann ihnen die Dreschmaschinenfrage zugewiesen, und folgender Beschluß wurde vorgelegt und angenommen:

Beschlossen, der Hauptversammlung in Elkhart vorzulegen:

Daß Art. 38 wie folgt abgeändert werde: Dampfdreschmaschinen müssen jedes Jahr und können zu ¾ des Barwertes eingeschätzt werden und sollen doppelt so hoch besteuert werden wie Farmeigentum. Verbrennt eine Dreschmaschine während des Gebrauchs beim Dreschen oder wird dieselbe in der Zeit durch Sturm oder Blitz beschädigt, so soll nur die H ä l f t e d e s B a r w e r t e s ausbezahlt werden. Verbrennt sie aber in der müßigen Zeit, so soll die eingeschätzte Summe ausbezahlt werden.

Wegen Abschätzungen und Einschreiben wird empfohlen, strenge nach den Regeln und Bestimmungen des Mennonite Aid Plan zu gehen.

Beschlossen, daß unsere Versammlung sich nicht weiter mit dem Elevator eines gewissen Bruders Strauß in Moundridge, Kansas, befassen kann, schlagen aber vor, daß das Exekutivkomitee dem Bruder Strauß brüderlich mitteilt, sich an den Sekretär und an die Abschätzer des Aid Plan in dem Distrikte, worin der Elevator sich befindet, zu wenden und erwarten zuversichtlich, daß dieselben Br. Strauß nach bestem Wissen und nach unsern Regeln und Statuten behandeln werden.

Beschlossen, daß das Exekutivkomitee von Elkhart, Ind., die Freiheit haben soll, in Fällen, wo die Gelder vom Distriktschreiber nicht zur Zeit einbezahlt werden, sich an den Hauptschriftführer von Kansas zu wenden und daß derselbe dann die Sache weiter untersucht und fördert.

Beschlossen, daß unsere Versammlung einen Wunsch zur Regelung bezüglich der Zahl der Delegaten zur Beschickung der Hauptversammlung in Elkhart vorlegt, damit dieselbe im Verhältnis nach dem eingeschätzten Eigentum reguliert werde.

Weiter wünschen wir, daß die Hauptversammlung in Elkhart, Ind., einen Weg

finden möge zur Deckung der Reisekosten, da die Entfernung so sehr ungleich verteilt ist.

Vorgeschlagen und angenommen, zwei Vertreter nach Elkhart, Ind., zur Hauptversammlung Anno 1902 zu schicken.

Beschlossen, daß der Kansaser Hauptschreiber alle Distriktschreiber in Kansas benachrichtigt, in der November-Auflage 2 Cents von $100 zu kollektieren für Deckung der Unkosten der Delegaten u. s. w. und selbiges an den Kassenführer des Kansas Aid Plan zu schicken.

Beschlossen, daß die Kansaser Versammlung des Aid Plan mit Freuden für den Bericht von Dez. 1900 dankt und ganz besonders für das Zusammenziehen des Thatbestandes in den 10 Paragraphen unter dem gemeinsamen Namen Zur Beachtung, und bittet den Sekretär, sich am Schlusse dieses Jahres doch gefälligst wieder dieser Arbeit zu unterziehen.

Wahl der Beamten.

Das Ergebnis der Wahl war folgendes: Heinrich Schmidt, Moundridge, Vorsi. D. Unruh, Hillsboro, Sekretär. D. Bushman, Hillsboro, Schatzmeister.

Als Delegaten zur Hauptversammlung in Elkhart, Ind., 1902 wurden erwählt: Johann Martens, Inman, und D. Unger, Hillsboro.

Als Stellvertreter: P. J. Krause, Lehigh, für D. Unger. H. Schmidt, Moundridge, für John Martens.

Beschlossen, der M. B. Gemeinde für den Gebrauch ihrer Kirche wie auch für die gastliche Bewirtung herzlich zu danken. Letzteres wurde bezeugt durch Aufstehen.

Beschlossen, daß der Schreiber das Protokoll der Beratungen in den Blättern „Rundschau", „Hillsboro Post" und „Kansas Volksblatt" veröffentlicht.

Vorgeschlagen und angenommen, daß die Beamten auch als Programmkomitee fungieren möchten.

Beschlossen, daß wir unsere allgemeine Versammlung das Mennonite Aid Plan von Kansas wieder nach zwei Jahren, also ausgangs Oktober 1903, abhalten und zwar in Moundridge.

Schluß durch Gebet von Bruder Franz Toews.

H. Schmidt, Vorsitzer.
D. Unger, Schreiber.

Mission.

Dauphin & Amber Sts., Phila., Pa., den 18. Okt. 1901.

Liebe Leser!

„Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen, du Höchster. Des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen." Psa. 92, 1. 2. Wenn wir ihm vertrauen, wird er uns sicher führen durch alle Versuchungen und Prüfungen des Lebens. „Denn der Herr hat das Recht lieb, und verläßt seine Heiligen nicht; ewiglich werden sie bewahret."

Sonntag, den 8. September, hatten wir eine Versammlung, die uns lange in Erinnerung bleiben wird. Es waren Vertreter hier von den verschiedenen Arbeitsfeldern: Bruder Samuel Musselman und Jakob Mellinger von der Welsh Mountain-Mission, Bruder Amos Neßler, Superintendent der Missions Sonntagsschule zu Ronks, Lancaster Co., Schw. Melinda Ebersole von der Chicago-Mission und Bruder und Schwester Lapp, welche jetzt wohl schon auf ihrem Arbeitsfelde in Dhamtari, Indien, angelangt sein werden. Bruder G. G. Wiens, der deutsche Editor, von Elkhart, und Bruder A. B. Kolb, Glied der Evangelizing Board, ebenfalls von Elkhart, statteten uns einen Besuch ab. Außer diesen hatte sich noch eine große Anzahl Geschwister vom Lande eingefunden, um von Bruder und Schwester Lapp Abschied zu nehmen.

Am Abend hatten wir dann einen speziellen Gottesdienst für die Kinder. Auch wurden von Vertretern der verschiedenen Missionen kurze Ansprachen gehalten. Nach dieser Versammlung predigte Bruder Lapp. Er hatte den Text gewählt, Joh. 8, 32: „Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." Es war eine sehr gesegnete Versammlung, wir durften die Gegenwart des Herrn verspüren, und eine köstliche Seele entschied sich für den Meister.

Es freut uns, sehen zu dürfen, daß noch immer Seelen in das Reich Gottes geboren werden, und wie groß ist die Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut. O, daß noch viele erfahren möchten, wie glücklich ein christliches Leben macht. Es ist der einzige Weg, um wahrhaft glücklich zu sein.

Es stimmt uns traurig, von solchen, die uns lieb geworden sind, scheiden zu müssen, und an jenem Abend wurde es uns noch recht schwer, als wir von den lieben Geschwistern Abschied nehmen mußten. Wir fühlten uns wie Petrus auf dem Berge der Verklärung: „Hier ist gut sein," und wir wären wohl gerne beisammen geblieben. Doch was würde aus den Millionen in Indien werden, die in der Finsternis des Heidentums umherirren, wenn wir hier bleiben wollten.

Auch in unserem geliebten Lande, wo Gottes Wort so reichlich vorhanden ist, wie auch z. B. hier in Philadelphia, zuweilen die „Stadt der offenen Bibeln" genannt, sind noch so viele, die in einem sündlichen Leben fortfahren, ohne auf die Folgen der Sünde zu achten; denn während die Bibeln offen sind und das Evangelium von Zeit zu Zeit gepredigt wird, ist auch der Satan geschäftig an der Arbeit, die Leute ins Verderben zu führen. Wahrlich, „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige." Der Meister bedarf treuer Arbeiter in seinem Weinberge.

Seit das Wetter wieder kühler ist, werden auch die Versammlungen besser besucht. Viele Kinder sind von ihren Ausflügen während der Sommerferien zurückgekehrt. Während des Sommers waren 20 Schüler, die jeden Sonntag anwesend waren.

Brüderlich grüßend,
Milton L. Neff.

Eine deutsche Predigt in Indien.

Mancher wird wohl fragen beim Lesen dieser Ueberschrift: „Giebt es denn so viele Deutsche in Indien, daß man eine Versammlung unter ihnen anberaumen kann?" Ich antworte: „Leider, ja!" „Wer sind denn diese Deutschen? Sind es Arbeiter, oder Kaufleute, oder aber Beamte?" Es sind Arbeiter, Kaufleute und Beamte, aber, aber, alle sind arme Gefangene.

Laßt mich alles genau erzählen. Diese deutschen Landsleute sind alle von Südafrika. In dem traurigen Krieg zwischen den Engländern und den Buren kämpften sie für die Buren, wurden gefangen genommen und nach Indien geschickt. Wir haben jetzt drei große Lager, wo diese Gefangenen sind: in Südindien, im heißen Trichinopoly, sind etliche Tausende, in Bellary sind auch Tausende und in Ahmednagar sind etwa 1000 Mann. Es ist traurig, diese Kriegsgefangenen, fern von Haus und Herd, fern von Weib und Kind, in diesem fremden Lande zu sehen. Man kann das Aug' nicht von ihnen abwenden, man muß sie ansehen immerdar!

Vor etlichen Wochen mußte ich der Waisen wegen nach Bombay reisen, und da entschloß ich mich, einen Sonntag in Ahmednagar anzuhalten und meine deutschen Landsleute unter den Gefangenen aufzusuchen und womöglich in deutscher Sprache ihnen Gottes Wort, voll Trost und Licht, zu verkündigen.

Der Kommandant der Festung gab bereitwilligst seine Erlaubnis, und so ging ich denn, von meiner lieben Gattin begleitet, nachdem ich vorher in der Garnisonskirche in englischer Sprache den Soldaten gepredigt hatte, um elf Uhr zur Festung. Als wir zum Thor kamen, rief die Wache: „Halt!" Als ich aber des Kommandanten Paß vorzeigte, wurde es uns erlaubt, in die große, gewaltige Festung einzutreten. Hier hinter einem starken Gehege von dornichtem Stahldraht sahen wir die Hütten der Gefangenen. Wir konnten nicht zu ihnen und gingen direkt zum kommandierenden Offizier, der sogleich den Burenkommandanten berief und mich in Begleitung von ihm und einer Wache und eines Censoren hinschickte hinter das Gehege, und dort im Speisesaal versammelten sich die deutschen Gefangenen. Meiner Gattin wurde es nicht erlaubt, mit mir zu gehen. Ich hatte weder Bibel, noch Gesangbuch, aber ein deutscher Offizier brachte seine Bibel, und so war uns geholfen. Wir sangen aus dem Gedächtnis die herrlichen Lieder: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" „Gott ist getreu, sein Herz, sein Vaterherz verläßt die Seinen nie!" und zum Schluß: „Nun danket alle Gott!" Mein Text war aus dem Lieblingskapitel meiner guten Mutter, Röm. 8, 35—39: „Was kann uns scheiden von der Liebe Gottes?" Die Grundgedanken der Predigt waren: 1. Es giebt keine Scheidung vom Herrn für Gottes Kind. 2. In allem überwinden wir weit, es giebt für uns keine Niederlage! Manches Auge war naß, und keiner schien mehr gerührt zu sein als der englische Censor, der mir bewegt die Hand nach der Predigt drückte und mich ersuchte, recht oft und bald wiederzukommen.

Nach dem Gottesdienst drängten sich alle um mich, und es war eine Freude, ihren warmen Händedruck zum Abschied zu fühlen. Ach, wie gern wäre ich selbst als Gefangener bei ihnen geblieben, aber wir wurden geschieden. Zwei Offiziere begleiteten mich bis zum Drahtgehege, da sagte ich zu ihnen: „Meine Gattin ist beim Kommandanten, und ich wünsche, Sie könnten mit ihr bekannt werden." Sie sagten: „Das wäre uns eine große Freude, aber wir dürfen nicht aus diesem Gehege heraus, die Wache läßt uns nicht vorbei!" Da wandte ich mich an den Censor, und der sagte: „Ich will den Kommandanten für die Herren um Erlaubnis bitten!" Das that er und kam gleich wieder und sagte: "Avec plaisir!" — So kam es, daß wir zusammen zu meiner Gattin gehen durften, und wir hatten noch eine lange Unterhaltung. Ich werde dieselbe nie vergessen. Der eine Herr war ein Berliner und sagte uns, wie schmerzlich es ist, hier gefangen zu sein und vom Tod des Vaters erst nach vielen Monaten Nachricht zu erhalten. Der andere erzählte uns von Weib und Kind in Südafrika, und so plauderten wir, bis auch wir uns trennen mußten. „Ach," sagte der älteste der beiden, „wenn ich nur einmal wieder einen freien Spaziergang ohne Wache machen könnte! Ach, wenn ich nur Weib und Kind wiedersehen könnte! Wenn ich nur einmal wieder etwas anderes sehen könnte als diese grauen Festungsmauern, wie glücklich würde ich sein!"

Nun möchte ich noch einige Eindrücke mitteilen. Ich sprach mit Engländern und Buren, und beide sagten mir: „Der unselige Krieg ist ein Krieg von Mißverständnissen: die Buren kannten die Engländer nicht, und die Engländer kannten die Buren nicht. Es ist in Wahrheit ein Bruderkrieg. Hier im fernen Indien lernen sich die Brüder kennen, und so wird die Gefangenschaft ein Segen." Kein einziger unter den Buren beklagte sich über rohe Behandlung. Nie sind Gefangene mit größerer Liebe und Schonung behandelt worden, als diese in Indien behandelt werden. Ich hörte keine einzige Klage. Unter 1000 Gefangenen waren nur zwölf krank. Die Gefangenen haben es in mancher Hinsicht noch besser, als es die englischen Soldaten haben, die sie bewachen. Was nützt das aber? Da ist keine Freiheit! Das

luxuriöseste Leben im Palast wäre Pein, müßte man dort gefangen sein. Wie viel besser ist doch Frieden als Krieg! Wann wird der Friedenskönig, unser großer Herr Jesus, herrschen? Wie traurig ist es doch, daß solche liebenswürdige Menschen, wie Engländer und Buren, Todfeinde sein sollten! Möge der Herr doch bald diese Völker vereinigen und geben, daß das Feuer seiner Liebe bald die getrennten Herzen zusammenschmelze. O, daß Engländer und Bur, daß du und ich beten möchten:

„Geist des Friedens und der Liebe,
Bilde mich nach deinem Sinn,
Daß ich Lieb' und Saftmut übe,
Wenn ich auch beleidigt bin!
Gieb, daß ich auch Einigkeit
Gern befördre; gern bereit
Zur Erleicht'rung in Beschwerden,
Nützlich jedermann zu werden!"

Dann wird das Gebet erhört, dann hört aller Krieg auf, dann wird die Welt bekehrt, dann kommt Jesus bald! — Ja, komm, Herr Jesu!

Bapatla, Indien, den 12. September 1901.

(G. N. Thomssen im Sendboten.)

Landwirtschaftliches.

Das Perlhuhn.

Dr. Blancke.

Das Perlhuhn ist in unseren Geflügelhöfen verhältnismäßig selten zu finden. Es hat sich auch keineswegs so eingebürgert, wie die anderen Geflügelarten, und doch steht es an Nutzbarkeit nicht hinter denselben zurück. Daß es weniger beliebt ist, mag teils in dem fast ununterbrochen ertönenden widerwärtigen Geschrei, teils in der Neigung, weit zu streifen und zu fliegen, sowie die Eier zu verlegen, seinen Grund haben. Anderseits gewährt eine Schar Perlhühner auf dem Hofe einen hübschen Anblick, und Fleisch und Eier des Perlhuhns sind von ganz besonderem Wohlgeschmack.

Das Perlhuhn stammt aus Afrika, wo noch heute 10 bis 12 Arten desselben wild vorkommen und in Ketten und Herden wie unsere Rebhühner leben. In einsamen Gegenden, in denen sie genug Nahrung finden, kann man 200, ja 300 Stück bei einander finden.

Von Afrika aus kam das Perlhuhn schon im Altertume nach Griechenland und Italien. Das Fleisch wilder wie zahmer Perlhühner wurde, wie deren Eier, von den Großen Roms als Leckerbissen geschätzt. Besonders war dies der Fall, wenn sie mit Nüssen oder mit Wein angefeuchtetem Weizenbrot gemästet waren. Nach dem Untergange des römischen Reiches verschwanden auch die Perlhühner aus Europa, bis die Portugiesen von ihren Entdeckungsfahrten im 15. Jahrhundert sie aufs neue mitbrachten.

Von den verschiedenen Arten des Perlhuhns haben nur zwei größere Verbreitung gefunden, das silbergraue, dessen Gefieder als Grundfarbe ein helleres oder dunkleres Grau zeigt, von welchem sich zahlreiche blendendweiße, perlartige Flecke abheben, und das weiße, eine Abart des letzteren, mit einem matten Weiß als Grundfarbe und silberhellem Weiß als Zeichnungsfarbe. Die weißen Perlhühner sind etwas kleiner sowie auch zarter und empfindlicher als die silbergrauen, aus denen sie wahrscheinlich durch Inzucht hervorgegangen sind.

In der Figur hat das Perlhuhn sehr viel Aehnlichkeit mit dem Rebhuhn. Es ist aber bedeutend größer und erreicht das Gewicht mittelschwerer Haushühner, nämlich ausgewachsen 5 bis 6 Pfund.

Der Kopf ist nackt, nur über den Augen mit einigen haarartigen Federn versehen. Der Schnabel ist hornartig mit rötlichem oder gelblichem Anflug (bei den weißen Perlhühnern weiß), seine Fortsetzung über dem Scheitel bildet ein nach hinten gerichtetes Horn. Das Gesicht ist oberhalb der Augen rot, unterhalb weiß. Die tief herabhängenden Ohrlappen und die Kehllappen sind rot, die Wangen blau. Der Nacken ist mit schwarzen, borstenartigen Federn bedeckt.

Der Rücken ist stark gewölbt, der Schwanz nach unten gerichtet. Die Beine sind kurz, von grauer oder brauner, bei den weißen von weißer Farbe.

Die Geschlechter sind schwer zu unterscheiden. Das Horn pflegt beim Hahne etwas stärker zu sein, das Blau der Wangen etwas leuchtender. Jedoch sind diese Merkmale nicht sicher. Mit voller Sicherheit erkennt man die Geschlechter nur in der Paarungszeit. Geübte Beobachter unterscheiden auch Hahn und Henne am Rufe, der beim Hahn heller und gellender wie „vatschek, vatschekekek", bei der Henne tiefer und dunkler wie „Klock acht, Klock acht" lautet.

In der Freiheit leben die Perlhühner paarweise. In der Gefangenschaft genügt ein Hahn zur Befruchtung der Eier von 6 bis 8, ja bisweilen selbst 10 Hennen. Wir würden indes den Züchtern raten, zumal wenn der Auslauf beschränkt ist, oder die Perlhühner unter anderem Geflügel laufen, nicht mehr als 6 Hennen auf einen Hahn zu halten.

Die Perlhühner fangen bei guter Pflege an zu legen, sobald milde Frühlingswitterung eintritt, also etwa im April. Sie legen dann recht fleißig, oft mehrere Tage hintereinander, ehe sie einen Tag Pause machen, und fahren damit fort, bis sie brütlustig werden, was gewöhnlich erst im August der Fall ist. In dieser Zeit liefern sie meistens 100 bis 120, bisweilen bis zu 150 Eier. Ja, es soll vorkommen, daß Perlhühner bis zu 200 Eier pro Huhn und Jahr liefern. Dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn das Frühjahr sehr zeitig eintritt und die Wärme bis tief in den Herbst hinein anhält. Dann stellt sich die Brütelust im Juli, ja selbst schon im Juni ein, und wenn man sie nicht brüten oder nur 8 bis 10 Tage auf angebrüteten Eiern sitzen und dann führen läßt, so beginnt nach kurzer Zeit eine zweite Legeperiode, welche bis zur Zeit der Winterkälte dauert. Selbst während der Mauser hören die Perlhühner nicht ganz mit dem Legen auf, wenn auch die Zwischenräume zwischen dem Legen der einzelnen Eier immer größer werden. Der Federwechsel vollzieht sich überhaupt bei ihnen allmählich und wenig bemerkbar.

Die Eier der Perlhühner sind zwar nicht groß, denn ihr Gewicht beträgt $1\frac{1}{2}$, höchstens 2 Unzen, sie sind aber sehr wohlschmeckend, ja die schmackhaftesten Eier unter allem Hausgeflügel. Sie haben eine überaus harte, braungelbe Schale. Nicht minder wohlschmeckend als die Eier ist das Fleisch der Perlhühner, und aus beiden Gründen ist ihre Zucht empfehlenswert.

Freilich brüten die Perlhühner sehr unzuverlässig und, wie bemerkt, so spät, daß man ihre Eier am besten durch Haushühner oder Puterhennen ausbrüten läßt. Das hat auch noch den Vorteil, daß die Perlhuhnküken weniger flüchtig werden, als wenn sie von Perlhennen ausgebrütet sind. Man nimmt aber zum Ausbrüten von Perlhuhneiern federreiche und nicht zu hoch gestellte Glucken, weil die Perlhuhnküken zuerst sehr klein und wärmebedürftig sind. Die Brutzeit dauert 26 bis 27 Tage.

Die Jungen müssen für die ersten Wochen einen trockenen, warmen, reichlich mit Sand bedeckten Boden als Aufenthalt haben und bedürfen recht viel tierischer Nahrung und viel zartes und würziges Grün. Hart gekochtes und fein zerhacktes Ei, vermengt mit alten Weißbrotkrumen, die leicht mit Milch angefeuchtet sind, trockener Quark, vermischt mit fein gehackten Brennnesseln, Zwiebeln, Mohrrüben und würzigen Kräutern, zur Abwechselung etwas Buchweizen- oder Hafergrütze sind in den ersten 14 Tagen die zuträglichste Nahrung. Die jungen Tiere wachsen besonders kräftig heran, wenn man ihnen außerdem Mehlwürmer, Weißwürmer und dergleichen giebt.

Während dieser Zeit läßt man die Jungen noch nicht ins Freie, vor allem niemals in feuchtes Gras. Ihr Kropf ist sehr klein. Daher giebt man ihnen nie viel Futter auf einmal, füttert hingegen um so häufiger. Gleich den jungen Puten sind sie in den ersten Wochen für Witterungseinflüsse sehr empfindlich. Sie dürfen niemals dem Regen ausgesetzt sein, bis die Kehllappen sich rot färben. Ebenso sind sie vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Später, das heißt, wenn das Horn gewachsen ist, und die Kehllappen sich ausgebildet haben, werden sie hart und unempfindlich gegen die Witterung. Dann streifen sie weit umher und suchen sich in Gärten, Wiese und Feld selbst ihre Nahrung. Diese besteht hauptsächlich aus Würmern und Kerbtieren, so daß der Züchter ihnen nur ganz wenig Körnerfutter zu reichen braucht. Abgesehen von den ersten Wochen ist die Aufzucht daher sehr billig.

Wenn die jungen Perlhühner beinahe ausgewachsen sind, so beginnen sie auch weitere Flüge zu machen und kehren leicht auch abends nicht mehr nach Haus. Dem beugt man am besten vor, indem man sie durch Haushühner aufziehen läßt, sie zu bestimmter Zeit füttert, an Ruf oder Pfiff gewöhnt und zutraulich macht. Auch kann man ihnen das äußerste Glied des einen (nicht beider) Flügels entfernen.

Das Fleisch der Perlhühner macht man noch schmackhafter, indem man sie 14 Tage vor dem Schlachten mit Gerstenschrot, das mit Milch angemengt wird, mästet, indem man dabei ebenso wie bei Hühnermast verfährt.

(H. und Bauernfreund.)

Hausarzt.

Kalte Füße.

Kalte Füße sind ein Leiden, mit dem unzählige Menschen behaftet sind, vorherrschend solche, welche eine sitzende Lebensweise führen. Daß dieser Uebelstand häufig die Ursache zu schweren Krankheiten ist, daran denken die wenigsten. Es fehlt nicht an Mitteln, die zur Beseitigung kalter Füße empfohlen werden, aber nicht alle sind wirksam, und wo sie es sind, oft nur vorübergehend.

Ein jeder Mensch sollte sich von Jugend an streng daran gewöhnen, regelmäßig, je nachdem es der Körper verträgt, lauwarme oder kalte Fußbäder zu nehmen und, nachdem dies geschehen ist, die Füße, besonders die Sohle, gut abzutrocknen. Ja, ein etwas kräftiges Reiben mit einem nicht zu rauhen wollenen Tuche ist gut, denn dadurch wird der Blutlauf gefördert, und von ihm hängt viel auch für das Wohlbefinden der Füße ab. Als ein untrügliches Mittel kann empfohlen werden, Schafwolle in die Strümpfe zu legen. Dieselbe muß jedoch, in Rücksicht auf die Schweißbildung, stets nach drei bis vier Tagen gewechselt werden. Der Erfolg ist sicher.

Auch Senfmehl wird gegen kalte Füße als Einstreuemittel in die Strümpfe empfohlen.

Zeitereignisse.

Leon Czolgosz stirbt, ohne ein Zeichen von Reue zu zeigen.

Die Hinrichtung.

Auburn, N. Y., 29. Oktober. — Um 7 Uhr 12 Min. büßte Leon Czolgosz, der Mörder des Präsidenten McKinley, seine ruchlose That mit dem Leben. Ein elektrischer Strom von 1,700 Volts führte seinen Tod herbei. Er ging in derselben Weise zu dem elektrischen Hinrichtungsstuhle, wie die meisten Mörder es hier vor ihm gethan hatten. Er zeigte kein besonderes Zeichen von Furcht, machte aber insofern von der Mehrzahl eine Ausnahme, als er, während er an den Sitz festgeschnallt wurde, sprach:

„Ich tötete," sagte er, während er zum Stuhle geführt wurde, „den Präsidenten, weil er ein Feind der guten Menschen, der guten Arbeiterbevölkerung war. Ich bereue mein Verbrechen nicht."

Und als ihm bereits die Riemen über das Gesicht geschnallt waren, sprach er die Worte:

„Es thut mir ungeheuer leid, daß ich meinen Vater nicht noch einmal sehen konnte."

Czolgosz ging gestern abend um 10 Uhr zu Bette und schlief die ganze Nacht ruhig durch. Als der Gefängnis-Direktor Meade heute früh kurz vor 5 Uhr die Zelle des Verurteilten betrat, mußte dieser geweckt werden. Auf den Gruß des Direktors gab er keine Antwort.

Der Beamte verlas dem Verurteilten sodann das Todesurteil. Czolgosz hörte es, ohne irgend welche Gemütsbewegung zu zeigen, an.

Als Herr Meade die Zelle verließ, rief Czolgosz ihm nach:

„Ich möchte mit dem Superintendenten sprechen."

„Er wird sofort hier sein," lautete die Antwort.

Der Verurteilte legte sich wieder nieder und versuchte zu schlafen. Um 5 Uhr 15 Min. wurde er indes wieder durch einen Aufseher gestört, der ihm ein neues Hemd und ein Paar schwarze Hosen brachte, an denen das linke Bein aufgeschlitzt war, um das Ansetzen der Elektrode zu ermöglichen. Sobald er sich umgekleidet hatte, legte er sich wieder auf das Bett.

Um 5 Uhr 30 Min. erschien der Superintendent Collins vor der Zelle.

„Ich möchte," sagte Czolgosz zu ihm, „vor meinem Tode eine Erklärung abgeben."

„Was haben Sie zu sagen?" fragte der Superintendent.

„Ich möchte öffentlich sprechen, im Beisein von Leuten. Ich wünsche, daß sie mich hören."

„Das dürfen Sie nicht."

„Dann werde ich überhaupt nicht sprechen," brach der Gefangene unwillig die Unterredung ab.

Sobald der Superintendent den Gefangenen verlassen hatte, wurde diesem sein Frühstück, das Henkersmahl, gebracht. Es bestand aus Brot, Schinken, Eier und Kaffee. Er aß mit ziemlichem Appetit. Während er noch mit dem Frühstück beschäftigt war, gingen die Zeugen, welche sich im Bureau des Herrn Meade versammelt hatten, an der Zelle vorbei durch den Korridor nach dem Hinrichtungszimmer. Es war inzwischen 7 Uhr 8 Min. geworden.

In dem Hinrichtungszimmer hatten der Elektriker Davis und der frühere Gefängnis Direktor Thayer aus Dannemoren den Apparat des elektrischen Stuhles einer letzten Prüfung unterworfen und sich davon überzeugt, daß die Maschinerie tadellos funktionierte. Der Gefängnisdirektor Meade ersuchte die Zeugen, Platz zu nehmen und richtete an sie die folgenden Worte:

„Sie sind hier erschienen, um als Zeugen der gesetzlichen Hinrichtung des Leon Czolgosz beizuwohnen. Ich verlange, daß Sie während der Prozedur sitzen bleiben und absolutes Stillschweigen bewahren, was immer sich auch ereignen mag. Es sind Aufseher in genügender Zahl anwesend, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und alle erforderlichen Handreichungen zu leisten."

Der Gefängnisarzt Dr. Gerin und Dr. Carlos F. McDonald traten neben den Stuhl, der Gefängnisdirektor stellte sich vor denselben und der Elektriker begab sich in den Nebenraum, in dem sich die Einschaltevorrichtung der elektrischen Leitung befindet.

Herr Thayer gab ein Zeichen und einen Augenblick strahlte das düstere Zimmer im hellsten Lichte: Die Leitung arbeitete ohne Fehl.

Auf ein Zeichen Herrn Meades drehte sich die schwere Stahlthür, die zu den Zellen der Verurteilten führt, in ihren Angeln. Es war 7 Uhr 10½ Min. Die Gitterthüre von Czolgosz' Zelle öffnete sich, und der Gefangene trat, zu jeder Seite einen und hinter sich zwei Aufseher, heraus. Als er über die Schwelle des Hinrichtungszimmers schritt, stolperte er, seine Wächter hielten ihn indes und schützten ihn so vor einem Falle. Während er an den verhängnisvollen Stuhl trat, stolperte er noch einmal, aber nur ein klein wenig, an der untergelegten Gummimatte. Er trug sein Haupt aufrecht und machte in dem grauen Hemde mit zurückgeschlagenem großem Kragen einen fast knabenhaften Eindruck. Sein Gesicht war sehr bleich und sein Kinn bebte leicht.

Als er sich niedersetzte, warf er einen festen Blick über die Anwesenden und sagte:

„Ich tötete den Präsidenten, weil er ein Feind der guten Menschen, der guten Arbeiterschaft war."

Die Stimme zitterte ihm bei den ersten Worten, gewann aber schnell wieder ihre Festigkeit. Er betonte jedes Wort und sprach es in reinem Englisch.

Während ihm die Aufseher das Haupt zurücklegten, um es mit dem Riemen über Stirn und Kinn an die Kopflehne zu schnallen, sagte er mit lauter Stimme:

„Ich bereue mein Verbrechen nicht."

Als die Riemen angezogen wurden, murmelte er:

„Es thut mir ungeheuer leid, daß ich meinen Vater nicht noch einmal sehen konnte."

Um 7 Uhr 11 Min. hatte Czolgosz die Schwelle überschritten, und der Zeiger wies auf 7 Uhr 12:30, als er seine letzten Worte gesprochen hatte und die Aufseher zurücktraten. Ein elektrischer Strom von 1700 Volts durchzuckte den Verurteilten. Der Strom schlug den Körper mit solcher Gewalt gegen das Riemenwerk, daß es deutlich hörbar krachte. Vierzig Sekunden lang ließ der Elektriker die ganze Gewalt des Stromes wirken und stellte ihn dann, nach und nach, ab. Der Strom wurde zum zweiten Male für 2—3 Sekunden angebracht. Als er abgestellt wurde, hob sich der Körper, der in sich zusammengesunken war, und preßte sich gegen das Riemenwerk. Nach der dritten Anwendung des Stromes trat Dr. McDonald an den Gerichteten und legte ihm die Hand aufs Herz. Der Arzt erklärte, daß er keinen Schlag wahrzunehmen vermöge, ersuchte aber doch, daß der Strom nochmals mit voller Kraft zur Anwendung gebracht werde. Nochmals streckte sich der Körper.

Um 7 Uhr 15 Min. wurde der Strom endgültig abgestellt.

Die Hinrichtung hatte nicht mehr als vier Minuten in Anspruch genommen.

Um 7 Uhr 15 Min. erklärten die Aerzte, daß sie mit Hilfe ihrer Instrumente kein Leben in dem Körper des Gefangenen mehr wahrzunehmen vermöchten.

Der Gefängnisdirektor Meade erhob seine Hand und sagte:

„Meine Herren! Der Gefangene ist tot."

Die Zeugen verließen das Hinrichtungszimmer, viele von ihnen waren tief bewegt.

Die Leiche wurde von dem Stuhle genommen und auf den Operationstisch gelegt. Die Aerzte erklärten nach der Leichenöffnung, daß sie das Gehirn des Czolgosz normal, wo nicht über dem Durchschnitt gefunden hatten.

Der Superintendent der Strafanstalten des Staates New York, Herr Collins, machte gestern abend noch einen Versuch, den Verurteilten zu einem offenen Geständnis und der Erklärung zu bewegen, ob er Mitschuldige habe.

„Czolgosz," sagte er, „ich würde es gerne sehen, wenn Sie offen zu mir sprächen. Ich bin der einzige Mann, der Ihnen helfen kann, und wenn Sie ein offenes Geständnis ablegen, würde ich Ihnen vielleicht von hier fort helfen."

„Ich will gar nicht von hier fort. Draußen würden sie mich umbringen," lautete die Antwort.

„Wer würde Sie umbringen?"

„Die Leute."

„Sie meinen die Leute, welche Sie dazu verführten, den Präsidenten zu ermorden."

„Niemand verführte mich dazu, den Präsidenten zu töten. Ich meine das Volk."

„Wer gab Ihnen das Geld zur Reise nach Buffalo?"

„Niemand. Ein Mann in Chicago wünschte mich zu sprechen. Ich reiste von Cleveland dorthin."

„Wer war der Mann?"

„Ich entsinne mich seines Namens nicht mehr."

„Wo wohnte er?"

„Ich kenne die Namen der Chicagoer Straßen nicht."

„Wie kamen Sie von Chicago nach Buffalo. Zahlte der Mann den Fahrpreis?"

„Nein. Ich hatte mir mit Anstreicher- und Tischlerarbeit etwas Geld verdient."

„Wurde Ihnen nicht in Chicago gesagt, Sie möchten den Präsidenten töten?"

„Nein, der Gedanke kam mir von selbst."

„Folgten Sie nicht dem Präsidenten nach San Francisco, um ihn dort zu töten?"

„Das ist eine Lüge."

„Sie sagen, Sie verdienten Geld. Ihr Vater sagt, daß Sie nie Geld gehabt hätten und daß Sie nicht arbeiten wollten."

„Er ist nichts wert. Er heiratete eine Frau, die mich nötigte, die Speisen selbst zu bereiten, die ich kaufte."

„Emma Goldmann sagte, wie Sie wissen, daß Sie ein Idiot und nichts wert seien, und daß Sie sie einmal um einen Vierteldollar angebettelt hätten."

„Es ist mir gleichgültig, was sie sagt. Sie wies mich nicht an, es zu thun."

„Weshalb töteten Sie denn den Präsidenten?"

„Er wollte mir keine Arbeit geben."

„Baten Sie ihn um Beschäftigung?"

„Jawohl, in Canton. Er wies mich ab."

„Baten Sie andere Leute um Arbeit?"

„Jawohl, massenhaft."

„Weshalb töteten Sie die denn nicht?"

„Die waren nicht in derselben Lage wie Herr McKinley. Er hätte mir helfen können."

„Wer half Ihnen das Taschentuch um die Hand binden?"

„Niemand. Ich hatte gar kein Taschentuch um die Hand. Die Pistole trug ich in der Rocktasche. Als ich vor dem Präsidenten stand, zog ich sie heraus und feuerte."

„Wie? Das Taschentuch wurde doch gefunden."

„Das ist nicht wahr. (In sehr ernstem Tone.) Ich hatte kein Taschentuch."

Um einen letzten Versuch zu machen, Czolgosz zum Sprechen zu bewegen, sagte Herr Collins:

„Ihr Mädchen aus Chicago, die Amy, wünscht Sie zu sprechen."

Aber gleichzeitig antwortete der Gefangene: „Ich kenne kein solches Mädchen. Ich mag sie nicht sehen."

„Wissen Sie, wo Sie sind?"

„Ja, im Gefängnis."

„Sie wissen, daß Sie sterben müssen?"

„Ja; ich habe das zu erwarten gehabt."

Der Beamte schloß die Unterredung mit den Worten:

„Wenn Sie mir noch etwas mitzuteilen haben, so lassen Sie es mich durch die Wächter wissen."

Buffalo, 29. Oktober. — Kurz nach der Hinrichtung Czolgosz' wurden dessen Kleider und andere Habseligkeiten verbrannt. Dagegen werden die vielen Hundert Briefe, die in Verbindung mit der Gefangenhaltung des Attentäters im Zuchthause an den Zuchthausdirektor und den Superintendenten der Staatsgefängnisse geschrieben wurden, für einige Zeit aufbewahrt werden. Man ist nämlich der Ansicht, daß diese Briefe, von denen eine große Zahl mit dem Namen des Absenders unterschrieben ist und in welchen allerhand Drohungen gegen diese beiden Beamten ausgestoßen werden, zum Aufspüren von Anarchisten dienen können.

Im Laufe des Nachmittags sprachen Waldeck Czolgosz und dessen Schwager im Gefängnis vor und verlangten die Leiche des Gerichteten zu sehen. Der Gefängnisdirektor ließ ihnen mitteilen, daß die Leiche schon seit mehr als einer Stunde im Grabe sei, daß er ihnen aber erlaube, das Grab in Augenschein zu nehmen. Die beiden antworteten, daß sie kein Begehren hätten, das Grab zu sehen, daß sie aber gern einen Totenschein haben möchten, weil der Gerichtete sein Leben versichert gehabt habe und sie dieses Geld erheben wollten. Der Totenschein wurde ihnen versprochen, worauf sie das Gefängnis verließen.

Man glaubt, daß Czolgosz in einem gegenseitigen Unterstützungs-Verein versichert war.

Die Autopsie der Leiche wurde von den Aerzten Carlos F. McDonald, F. A. Spitzka und dem Gefängnis-Arzt Gerin vorgenommen. Spitzka ist einer der berühmten Irren-Aerzte des Landes. Die Leiche wurde nach beendigter Autopsie in einen einfachen schwarzen Sarg gelegt, nachdem jeder Teil derselben wieder an Ort und Stelle gebracht worden war. Es war geplant gewesen, die Leiche in ungelöschten Kalk zu legen, aber ein Experiment hatte dargethan, daß die Auflösung des Fleisches und besonders der Knochen sehr langsam vor sich geht. Um die Auflösung der Leiche zu beschleunigen, wurde daher ein Behälter mit Säure über sie ausgegossen, nachdem sie in das Grab gelegt worden war. Die Aerzte sind der Ansicht, daß in etwa zwölf Stunden die Leiche gänzlich zerstört sein wird. Bis die Auflösung erfolgt ist, wird das Grab strenge bewacht werden.

Schley auf dem Zeugenstande.

Washington, 29. Oktober. — Der Auditeur Lemly setzte heute vor der Untersuchungs-Kommission das Verhör des Admirals Schley fort. Sehr eingehend befragte er Herrn Schley über die Witterungsverhältnisse am 25. und 26. Mai, über die Absendung des „Eagle", über die Bewegungen der Schiffe, welche Späher-Dienste geleistet hatten, und über die Fahrt nach Key West. Der Admiral trug dieselbe vornehme Ruhe zur Schau, welche ihn während der ganzen Untersuchung ausgezeichnet hatte, und gab seine Antworten mit Ueberlegung und sehr bestimmt. Alle Versuche des Auditeurs, ihn zu beirren, schlugen gründlich fehl.

Eine treffliche Antwort gab Herr Schley auf die Frage Lemlys:

„Wenn Cerveras Flotte während der Nacht aufgetaucht wäre, während Sie in Cienfuegos waren, was würde Ihr Geschwader dann unter den erteilten Instruktionen gethan haben?"

„Es würde sie geschlagen haben," lautete die kurze, mit Beifall aufgenommene Entgegnung.

Washington, D. C., 29. Okt. — Das Kreuzverhör des Admirals Schley wurde in der Nachmittagssitzung der Untersuchungsbehörde fortgesetzt. Das Verhör ging äußerst langsam von statten wegen der Unmenge der Fragen, die der General-Auditeur Lemly an den Admiral stellte, und welche der letztere naturgemäß erst nach reiflicher Ueberlegung beantwortete. Sämtliche in der heutigen Sitzung gestellten Fragen bezogen sich auf die Fahrt des Schleyschen Geschwaders von Cienfuegos nach Santiago und die Rückwärtsbewegung von letzterem Punkte aus. Die Blockade von Santiago und die Schlacht bei Santiago sind während des Kreuzverhörs noch nicht erwähnt worden. Letzteres dürfte im allerbesten Fall bis zur Vertagung morgen beendet sein. Wenn dies geschehen ist, so werden die Mitglieder der Untersuchungsbehörde eine ganze Menge Fragen stellen, deren Beantwortung ebenfalls eine längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Die Fragen, die während des heutgen Kreuzverhörs von dem Auditeur Lemly gestellt wurden, waren alle vorher sorgfältig vorbereitet und niedergeschrieben worden. Lemlys Bestreben war es, von Schley Antworten zu erhalten, welche mit den seinerzeit von ihm dem Flottenamt und dem Senat unterbreiteten Berichten im Widerspruch stehen. Der Auditeur versuchte sein Möglichstes, um den Admiral zu verwirren, was ihm aber nicht gelang, denn Schley blieb ruhig, mit einer oder zwei Ausnahmen. Einmal wurde er ungeduldig, als ihm eine Frage gestellt wurde, die er gestern schon beantwortet hatte, und er machte den Auditeur darauf aufmerksam, und wiederholte zugleich die gestern gegebene Antwort.

Englische Verluste.

Das englische Kriegsamt hat eine Liste der britischen Verluste in Südafrika seit Elands Laagte, 20. Oktober 1899, bis Ende des vergangenen Monats veröffentlicht. Die Gesamtzahl der Verluste beläuft sich auf 75,562, darin sind jedoch 57,000 Offiziere und Mannschaften, die als Invaliden heimgeschickt wurden und von denen die Mehrzahl wieder hergestellt wurde und zu ihren Regimentern zurückkehrte, eingeschlossen. Getötet wurden 416 Offiziere und 4341 Mann, verwundet 1529 Offiziere und 18,032 Mann. An Wunden starben in Südafrika 132 Offiziere und 1491 Mann. Als Vermißte und Gefangene werden 362 Offiziere und 9177 Mann aufgezählt, von denen 354 Offiziere und 8471 Mann wieder freigelassen wurden oder entkamen. Vier Offiziere und 93 Mann starben in der Gefangenschaft. Die Gesamtreduktion der britischen Truppen in Südafrika wird schließlich wie folgt aufgeführt: Todesfälle in Südafrika: 824 Offiziere und 16,648 Mann; Vermißte und Gefangene: sieben Offiziere und 613 Mann; in die Heimat gesandte Invaliden, die gestorben sind: sechs Offiziere und 417 Mann; in die Heimat gesandte und als dienstuntauglich entlassene Stundenten: 3774 Mann—zusammen 837 Offiziere und 21,452 Mann. Während des Monats September wurde die Stärke des Heeres in Südafrika um 98 Offiziere und 2710 vermindert, wovon 24 Offiziere und 383 Mann getötet wurden oder an Krankheiten starben. Diese Verluste waren um 500 höher als die während des August. Es geht aus dem Bericht für Septemer nicht klar hervor, ob die Verluste Kekewichs in dem Gefecht mit Delarey darin eingeschlossen sind. Die britischen Verluste waren bei der Gelegenheit um 15 mehr als der Gesamtverlust der Leute, die Kekewich während der Belagerung von Kimberley unter sich hatte. Der Londoner „Daily Telegraph" bespricht die Verlustliste und meint zu den besonders hohen Ziffern des letzten Monats:

„Wenn dieses Schlachten ausgeführt wird ohne die geringste Aussicht auf schließlichen Erfolg, dann ist es durch den Geist der Rache hervorgerufen und moralisch von Mord gar nicht zu unterscheiden." Die Zeitung rechnet sodann aus, daß auf einen getöteten oder gefallenen Unteroffizier und Mann im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl zwei Offiziere kommen und daß durchschnittlich das Verhältnis 1:10 ist. Im preußisch-österreichischen Kriege von 1866 sei es 1:21 auf preußischer und 1:18 auf österreichischer Seite gewesen, während das Verhältnis im amerikanischen Bürgerkriege etwa gleich dem in Südafrika gewesen sei. Wenn man die Zahl der während des Krieges verwendeten britischen Truppen auf 250,000 angebe, so kommen auf drei Mann etwa einer, der getötet, an Krankheit gestorben oder Ganzinvalide geworden sei. Dies Verhältnis scheine schrecklich zu sein, im deutschfranzösischen Kriege jedoch habe das Verhältnis auf französischer Seite 1:4 und auf deutscher Seite 1:8 betragen. In Südafrika seien auf einen in der Schlacht Gefallenen oder seinen Wunden Erlegenen sechs Krankheiten Erlegene gekommen. Die Franzosen und Deutschen hätten jedoch in einem zivilisierten Lande, wo bessere Gelegenheit zur Pflege der Verwundeten gewesen, und ferner in einem Klima, an das sie gewohnt gewesen, gekämpft. — Die „Daily News" weist darauf hin, daß in dem Durchschnitts-Monatsverlust von 3000 Mann keine Verminderung eingetreten sei, und fragt, woher man neue Rekruten holen wolle. Der „Standard" richtet einen beredten Appell an die Regierung, dem Kriege — wenn nötig durch eine große Anstrengung — ein schnelles Ende zu machen. (Ill. Staatszt.)

Frankreich.

Paris, 3. Nov. — Der hiesige Korrespondent der Ass. Presse erfährt aus bester Quelle, daß heute morgen der Minister des Aeußern Delcasse den französischen Vertreter in Konstantinopel, Bapst, telegraphisch anwies, dem türkischen Minister des Aeußeren eine Note zu überreichen, in welcher die Anfrage gestellt wird, auf welche Weise die türkische Regierung den Lorandoschen Anspruch zu befriedigen gedenke und fordert, daß die Irade des Sultans, welche sich auf diese und andere Angelegenheiten bezieht, ausgeführt wird. Die Note wird ferner von der Türkei die Versicherung fordern, daß gewisse Abmachungen und Verträge mit Frankreich, die bisher von der Türkei gar nicht oder nur teilweise eingehalten wurden, in Zukunft strikt erfüllt werden.

Philippinen.

Manila, 5. November. — Heute fand vor der Philippinen-Kommission eine öffentliche Diskussion des Gesetzentwurfes statt, welcher sich auf die Bestrafung von Personen bezieht, welche sich des Hochverrats und der Aufreizung schuldig machen. Der Vicegouverneur Wright teilte mit, daß der Entwurf ausgearbeitet worden sei, weil das spanische Gesetz, welches sich auf diese Verbrechen bezieht, nicht zufriedenstellend sei. Er legte dar, daß, so lange keine Strafe für Hochverrat bestehe, die Bevölkerung der Philippinen sich dies zu nutze machen werde, um die Räder der Insularregierung zu hemmen. Es dürfe nicht übersehen werden, daß in den pacifizierten Provinzen noch ein unruhiger Geist herrsche. Die große Masse des Volkes sei für aufreizende Aeußerungen empfänglich und käme gar leicht in die Lage, von pläneschmiedenden Demagogen beeinflußt zu werden. Es wäre von der Kommission unverantwortlich gehandelt, wenn sie es erlauben wollte, daß das Volk, das sich jetzt wieder allmählich friedlichen Beschäftigungen zuwendet, von solchen Personen zu Gewaltthaten aufgestiftet werde.

Nachrichten von Catbalogan, Samar, melden, daß es wohlbekannt ist, daß trotz der Thatsache, daß alle Häfen jener Insel geschlossen sind, die Insurgenten immer noch Vorräte erhalten. Die meisten Vorräte werden des Nachts von der Insel Leyte gebracht, und zwar auf kleinen Booten, die in der Dunkelheit nicht leicht entdeckt werden können. Es ist jetzt jedes verfügbare Kanonenboot aufgeboten, um diesem Warentransport ein Ende zu machen.

Die Lage der Dinge auf der Insel Leyte habe vielerlei Schwierigkeiten für den General Smith, der dort den Befehl führt, im Gefolge. Es ist eine große Zahl kleiner Fahrzeuge damit beschäftigt, den Insurgenten Vorräte zuzuführen, von welchen ein großer Teil an die Insurgenten auf Samar gelangt. Das Abfassen dieser Boote ist eine äußerst schwierige Sache.

Türkei.

Konstantinopel, 1. Nov. — Während des Tages nahm der Stone-Fall wieder eine ungünstige Wendung. Es scheint, daß die Briganten immer noch auf der Bezahlung eines Lösegeldes von 25,000 türkischen Pfunden bestehen. Man befürchtet, daß, wenn sie auf dieser Forderung bestehen, Frl. Stone wird geopfert werden müssen. Aber trotzdem werden die Verhandlungen mit den Briganten fortgesetzt. In der amerikanischen Legation herrscht heute abend große Besorgnis, und es findet ein reger Depeschenaustausch zwischen dem Legationssekretär Spencer Eddy und Personen in anderen Orten statt. Auch der hiesige britische Botschafter beteiligt sich jetzt an den Bemühungen zur Befreiung des Frl. Stone.

Eine Depesche an die Temps aus Konstantinopel meldet, daß neulich 30 Flottenoffiziere meuterten, weil ihnen ihr Gehalt nicht ausbezahlt wurde. Sie begaben sich nach dem Palast, wo sie eine Demonstration veranstalteten. Der Sultan sandte einen Adjutanten zu den Offizieren und ließ ihnen einen Teil des rückständigen Soldes auszahlen, worauf sich dieselben beruhigten.

Konstantinopel, 1. Nov. — Von dem durch Räuber festgehaltenen Fräulein Ellen M. Stone soll ein Brief eingegangen sein, der erst vor zwei Tagen geschrieben ist. Dadurch wurde das an der bulgarischen Grenze zirkulierende Gerücht, sie sei bereits ermordet worden, widerlegt. Ihre Befreiung dürfte unter diesen Umständen nur noch eine Frage der allernächsten Zeit sein.

Bulgarien.

Sofia, 1. Nov. — Die amerikanischen Missionare von Samakow, welche jetzt mit den Briganten unterhandeln, befleißigen sich der größten Vorsicht, da man nicht mit Unrecht befürchtet, daß die gefangenen Frauen ermordet werden, sobald das Lösegeld bezahlt ist.

Südafrika.

London, 3. Nov.—Briefe, die im Laufe der Woche in den Zeitungen veröffentlicht worden sind, geben wenig Grund für optimistische Auffassungen. So beschuldigt der Schreiber eines langen in der „Times“ veröffentlichten Briefes die britischen Offiziere und Beamten im großen und ganzen der „Schlappheit“. Auf allen Bahnhöfen und Eisenbahnstationen sind die Hotels und die Wartezimmer von Militärpersonen besetzt, und die Zivilisten dürfen sich auf den Bahnhofsplattformen ihres Lebens freuen. Champagner, Stiltoner-Käse und andere Delikatessen könnten einen auf den Gedanken bringen, daß man bei einem Bankett, aber nicht bei einer Armee im Felde wäre.

Derselbe Korrespondent erklärt, daß Buren mit britischen Gewehren bewaffnet sind und britische Munition, wie auch britische Pferde besitzen. Die britischen Truppen tragen in der Regel 200 Patronen per Mann bei sich und werfen sie von sich, wie der Baum im Herbst die Blätter, wenn sie müde werden.

Die Korrespondenten stimmen im allgemeinen darin überein, daß die große Masse der Truppen es satt und müde sind, hinter einem ihnen stets entwischenden Feinde herzujagen.

Eine Depesche aus Berlin besagt, daß der General Dewet innerhalb 100 Meilen von Kapstadt eine Remonte-Station eingenommen hat; er soll dabei 6,000 Pferde erbeutet haben. In dem Londoner Kriegsamt stellte man sich, als wüßte man nichts davon, und die Beamten stellten sich, als glaubten sie die Nachricht nicht. Man ist der Ansicht, daß die Sache schon vor mehreren Wochen passiert und vom Censor unterdrückt worden ist.

Pretoria, 3. Nov. — Ueber den Angriff, den General Botha letzte Woche nahe Brakenlaagte auf die Abteilung des Obersten Benson machte, sind jetzt Einzelheiten eingetroffen. Diesen Berichten zufolge hatte sich der General Botha mit einer etwa 1000 Mann zählenden Burenabteilung vereinigt, und griff am 30. Oktober die Nachhut des Col. Benson an, während sie sich auf dem Marsche befand. Die Buren erbeuteten zwei Geschütze, konnten sie aber nicht fortschaffen. Oberst Benson fiel gleich zu Beginn des Kampfes schwer verwundet zu Boden. Der Major Wools-Sampson übernahm darauf den Befehl, zog den Convoy zusammen und nahm dann etwa 600 Yards von Verschanzungen, welche die Buren errichtet hatten, Stellung. Die erbeuteten Geschütze befanden sich in einer solchen Lage, daß keine Seite in ihren Besitz gelangen konnte.

Die Buren machten die größten Anstrengungen, um die ganze britische Abteilung zu überwältigen. Sie machten verschiedene heftige Angriffe und drangen bis in die Linien der Briten vor, wurden aber jedesmal mit schwerem Verlust zurückgetrieben. Die Briten leisteten hartnäckigen Widerstand und behaupteten ihre Stellungen den ganzen Tag und die folgende Nacht, bis der Col. Barter, der während der ganzen Nacht von Bushmans Kop auf dem Marsche war, Hilfe brachte. Dies war am Morgen des 1. November. Die Buren zogen sich dann zurück. Ihr Verlust wird auf 300 bis 400 Mann geschätzt. Der Oberst Benson starb bald, nachdem er seine Wunde erhalten hatte. Der General Botha leitete nicht nur den Angriff, sondern beteiligte sich persönlich am Kampf.

Amsterdam, 1. Nov. — Die hiesige Burenabordnung berief gestern die Herren Leyds und Boeschoten per Telegraph von Brüssel hierher, um Depeschen in Erwägung zu ziehen, welche von Burenführern im Feld eingetroffen sind und welche melden, daß die kämpfenden Burgher entschlossen sind, Wiedervergeltungsmaßregeln zu ergreifen, wenn die Briten fortfahren, Aufständische zu hängen und zu erschießen. Andere Depeschen berichten dagegen, daß die Burenbehörden in Südafrika die Ergreifung von Wiedervergeltungsmaßregeln für unklug halten und daß, um ihre Stellungnahme zu stärken, sie um die Meinung des Herrn Krüger in dieser Sache ersuchen, da er auf die Burghers immer noch den größten Einfluß ausübe. Die Konferenz dauerte vier Stunden. Es wurde beschlossen, Herrn Krüger den Rat zu geben, das Gesuch der Burenbehörden zu erfüllen und die Gelegenheit wahrzunehmen, die von den Briten vorgenommenen Exekutionen in einem offenen Brief zur Kenntnis der europäischen Völker zu bringen.

Dr. Leyds ist nach Hilversum gereist, um die Angelegenheit Herrn Krüger zu unterbreiten.

Hawaii.

Washington, D. C., 3 Nov. — Der Jahresbericht des Gouverneurs Cooper von Hawaii ist hier eingetroffen. Der Gouverneur macht in demselben eine Anzahl Empfehlungen. Er bittet in erster Linie um die Ermächtigung, das hawaiische Silbergeld in amerikanische Silbermünzen umprägen lassen zu dürfen. Dann wünscht er, daß die Regierung einer beschränkten Anzahl chinesischen Arbeitern die Erlaubnis erteile, sich in dem Territorium niederzulassen, unter der Bedingung jedoch, daß sie während der Zeit ihres Aufenthalts landwirtschaftliche Arbeiten verrichten und nach ihrer Heimat zurückkehren, sobald sie nicht mehr dieser Beschäftigung obliegen. Eine andere Empfehlung läuft auf die Ernennung eines Forstwarts für das Territorium hinaus. Auch einen Fischwart möchte der Gouverneur ernannt sehen, damit der Vernichtung der Fische Einhalt geboten wird. Auch andere Wünsche hat der Gouverneur in Menge, die aber minderwichtig sind. Der Bericht sagt, daß seit der Annexion der Inseln seitens der Ver. Staaten die Einfuhr der Arbeiter, resp. Kulis, beinahe gänzlich aufgehört hat, während viele Chinesen und Japanesen in ihre Heimat zurückgekehrt sind. Infolge dieses Mangels an Arbeitskräften sind die Aktien aller Zuckerplantagen beträchtlich im Werte gefallen. Eine Folge dieses Fallens der Aktien war eine Geldknappheit, durch welche viele großen Schaden erlitten haben. Der Gouverneur erklärt, daß, wenn keine Abhilfe geschaffen wird, die sich daraus ergebenden Folgen höchst verderbliche sein werden. Für Menschen, welche der angelsächsischen Rasse angehören, ist es eine physische Unmöglichkeit, die schwere Arbeit in den Zuckerfeldern zu verrichten. Der Gouverneur ist daher der Ansicht, daß für das Territorium solche Gesetze erlassen werden sollten, die dessen Prosperität am besten fördern.

Wer ist Puscheck?

Der deutsche Arzt, der seit 21 Jahren in Chicago praktiziert und den Leidenden unentgeltlich per Brief Rat erteilt. Seine Mittel sind im ganzen Lande bekannt, werden jedoch nicht in Apotheken verkauft, sondern von ihm selbstpersönlich oder per Post von dem Institut, 1619 Diversey, Chicago, bezogen, da er mit den Kranken in direktem Verkehr sein will und so das möglich Beste für dieselben leistet. Schreibe um ein Verzeichnis der Mittel.

Sterbefälle.

Clemmer. — Am 16. April 1901, nahe Souderton, Montgomery Co., Pa., Bruder Jonas K. Clemmer. Unser Leben erscheint uns dunkel ohne ihn. Alles, was uns übrig bleibt, ist die einsame Stätte, wo er zur Ruhe bestattet wurde. Doch wir glauben, daß seine Seele eine bessere Heimat gefunden hat. Mögen wir so leben, daß wir ihn einst am großen Tage des Gerichts mit Freuden begegnen können, um nie mehr voneinander zu scheiden.

Die Witwe mit ihren Kindern.

Zook. — Am 21. Juni 1901, nahe Allensville, Mifflin Co., Pa., David K. Zook, im Alter von 35 J. 7 M. 11 T. Er war ein Glied der amischen Mennonitengemeinde. Er hinterläßt eine trauernde Witwe und drei kleine Kinder, um seinen frühen Tod zu trauern. Doch unser Verlust ward ihm zum ewigen Gewinn.

Miller. — Mary E. Miller im Alter von 46 J. 2 M. 28 T. Die Verstorbene verehelichte sich im Jahre 1874 mit Bruder Seth J. Miller, welche Ehe mit sieben Kindern gesegnet wurde, drei Söhne und vier Töchter, wovon ihr zwei in die Ewigkeit vorangingen. Schwester Miller litt seit einigen Jahren am Krebs in der Brust, trug aber ihre Schmerzen mit großer Geduld. Sie äußerte auch öfters ein Verlangen heim zu gehen. Die Leichenfeier fand unter der Leitung von Bruder M. S. Schrock statt, über Ps. 39, 4. Die Leiche wurde am 13. auf dem McEwen-Begräbnisplatze begraben. Möge der Herr die heimgesuchte Familie trösten.

Die Sterberate unter den Kindern ist bei dem wechselhaften Wetter leider groß, und sollten die lieben Eltern ja nicht vergessen, daß Dr. Puschecks Kuren die besten und wirksamsten sind, und die Kinder sich nie weigern, dieselben zu nehmen. Schreibe an den Doktor in Chicago um ein Verzeichnis der Mittel.

Die echte Art Mitleid. Folgender Brief, den wir auf Verlangen gerne veröffentlichen, zeigt den edlen Charakterzug eines Frauenherzens und die richtige Art von Mitleid für ihre leidenden Schwestern. Der Brief ist an Dr. Peter Fahrney, den Eigentümer von Forni's Alpenkräuter Blutbeleber, das bekannte schweizer Heilmittel, gerichtet und lautet wie folgt: „Friedland, Mich., den 9. März 1900. Dr. Peter Fahrney, Chicago, Ill. Geehrter Herr! Ich wohnte von 1890 bis 1899 in Port Washington, Wis., war die meiste Zeit krank, hatte Kopfschmerzen, Rücken- und Magenschmerzen, bald dieses bald jenes, das Hauptleiden war Mutterleiden. Ich ging bald zu diesem bald zu jenem Doktor, aber es blieb immer beim alten. Im Jahre 1897 ging ich auf Besuch zu einer Frau, der erzählte ich von meinen Leiden und daß ich keine Hoffnung habe, befreit zu werden. Sie sagte mir, ich solle doch mal Forni's Alpenkräuter Blutbeleber gebrauchen, er habe ihr sehr gut geholfen. Ich ging sofort zu Ihrem Agenten, Herrn Näff, in Port Washington und holte mir eine Flasche Alpenkräuter. Nach der ersten Flasche fühlte ich schon Besserung; nachdem ich sieben bis acht Flaschen gebraucht hatte war ich völlig gesund und erfreue mich jetzt noch einer guten Gesundheit. Das habe ich bloß Forni's Alpenkräuter Blutbeleber zu verdanken. 1899 zogen wir nach Michigan, wo ich jetzt noch wohne; ich finde so viele meiner leidenden Mitschwestern und fühle mich von dem Wunsche beseelt, diesen auch Ihre wertvolle Medizin zuzuführen. Ich möchte die Agentur für Ihre Medizin gern übernehmen, wenn Sie geneigt sind mein Anerbieten anzunehmen. Hochachtungsvoll, Frau Katharina Oswald."

Der Indianer und der Nordwesten.

Obiges ist der Titel eines prachtvoll illustrierten Buches, das soeben sein Erscheinen gemacht. Es ist in Leinwand gebunden und bringt auf 115 Seiten einen reichhaltigen geschichtlichen Lesestoff über die Besiedlung des Nordwestens. Besonders hervorzuheben sind die Kupferstiche, welche Black Hawk, Sitting Bull, Red Cloud und andere Häuptlinge darstellen; ebenso das Custer-Schlachtfeld und zehn farbige Karten, welche den jeweiligen Wohnort der Indianerstämme seit 1600 zeigen. Eine sorgfältige Durchsicht des Buches überzeugt uns bald von dem Wert des Buches für eine Bibliothek, wo es unbedingt einen Platz finden sollte. Preis 50 Cents portofrei. Zu beziehen durch

Mr. W. B. Kniskern,
22 Fifth Avenue,
Chicago, Ill.

Zwei Drittel aller Krankheiten sind die Folge von Erkältung

Den ersten Augenblick scheint dieses als etwas viel, denkt man jedoch ein wenig darüber nach, so kann man sich leicht überzeugen, daß es richtig sein muß. Wie wichtig ist es daher, auch zu wissen, wie Erkältungen, Fieber, Katarrh, Husten, beginnende Schwindsucht etc. schnell zu heilen sind. Dieses geschieht am besten mit Puschecks Erkältungsmittel, es hilft schnell in allen Fällen und kostet nur 50c, per Post gesandt. (Siehe Anzeige.)

California-Oregon-Exkursionen

alle Tage im Jahre. Die Chicago, Union Pacific and Northwestern Line läßt durchlaufende Pullman- und Touristen-Schlafwagen erster Klasse täglich nach Punkten in California und Oregon gehen. Persönlich geleitete Exkursionen von Chicago nach San Francisco, Los Angeles und Portland gehen Dienstags und Donnerstags ab. Billigste Fahrraten. Kürzeste Zeit auf der Reise. Schönste Scenerie. Man erkundige sich beim nächsten Ticketagenten, oder schreibe an

A. H. Waggener, 22 Fifth Avenue,
Chicago, Ill.

An jeden Lehrer,

der uns seinen Namen und seine Adresse einschickt, werden wir ein Probeexemplar unserer neuen Wunschumschläge No. 21, welches unsere Auswahl von No. 20 bis 25, einschließlich des letzteren, repräsentiert, die nur 25 Cents das Dutzend portofrei kosten, gratis schicken. Nichts Schöneres wurde jemals zu diesem Preise ausgeboten.

Nach Empfang von nur 5 Cts. schicken wir ein Probeexemplar der hochelegenten Wunschumschläge No. 10 in schönem Farbendruck, welche zu $1.00 per Dutzend portofrei verkauft werden. Diese Wunschumschläge sind wunderschön und stellen sehr passende Ansichten dar. Jeder Lehrer, der ein Probeexemplar unserer Wunschumschläge sieht, wünscht noch mehr, weil dieselben so prachtvoll sind. Man schreibe noch heute an uns.

MENNONITE PUBLISHING CO.,
Elkhart, Ind.

Das Beste für die Verdauung.

Wenn ihr nicht jeden Tag einen regelmäßigen, gesunden Stuhlgang habt, so seid ihr krank oder werdet es. Haltet eure Verdauung in Ordnung und seid gesund. Gewalt, in Form von heftigem, mineralischem Pillengift, ist gefährlich. Der mildeste, leichteste, vollkommenste Weg, den Verdauungskanal offen und rein zu halten, ist der Gebrauch von



Eßt sie wie Candy.

Angenehm, schmackhaft, wirksam. Hat Erfolg, macht nie krank oder schwach, verursacht keine Schmerzen. 10, 25 und 50 Cents per Box. Schreibt wegen freier Probe und wegen Büchleins über Gesundheit.

Adresse: 433

STERLING REMEDY CO., CHICAGO oder NEW YORK.

Haltet euer Blut rein.

Von Europa nach Amerika.

Billig! Schnell! Bequem!

Wer seinen Verwandten in Deutschland, Rußland, Oesterreich, Ungarn, oder der Schweiz Schiffskarten zu senden g denkt und dabei Geld ersparen will, der wende sich in deutscher Sprache für freie Auskunft an die alte bewährte deutsche General-Schiffs-Agentur von

C. F. Wenham,
General-Office für die Nordwestl. Staaten,
311 Nicollet Ave.,
Minneapolis, Minn.
oder
C. F. Wenham, General-Agent,
47 Dearborn St., CHICAGO, ILL.

Man vergesse nicht, daß gegen

Diphtheria, Croup, Hals- u. Lungenleiden, Erkältungen

die berühmte Hienfong Essenz (Grüne Tropfen) ein solch äußerst wirksames Mittel ist und halten Sie sich dieselbe daher stets im Hause. Einzelne Flaschen werden gegen Einsendung von 25, 50 Cents und $1.00 portofrei zugesandt.

Agenten unter günstigsten Bedingungen gesucht.

Zu beziehen von der

KNORR MEDICAL CO.,
613 fourteenth Ave.,
DETROIT, MICH.

☞ Heilt die Blinden

Cataract, Staar, Fell, sowie alle Arten Augenleiden Bruch, Krebs ohne Messer, Herzleiden, Geschwüre des Mutterleibes Weißen Fluß, Quincy, Drüsen-Anschwellung, Ringwurm, Letter, Salzfluß, Nervenleiden. Russische Katarrh Kur 50 Cts. per Post versandt. Aerztlicher Rat und Zeugnisse frei.

Dr. G. Milbrandt,
Croswell, Mich.

Von Europa nach Amerika!

Sicher, billig und bequem!

Wenn Ihr für Eure Freunde in Rußland oder Deutschland Freikarten kaufen wollt und dabei Geld sparen möchtet, fragt bei mir an wegen niedrigster Preise für Einwanderer, ehe Ihr anderswo Schiffskarten kauft. Auskunft wird frei und gerne erteilt von

CORN. EPP, Agent,
Winkler, Manitoba, Canada.

Wunschumschläge.

Hochelegant,

im Handel bekannt unter No. 20, 21, 22, 23, 24 u. 25 zum Preise von 25 Cents das Dutzend portofrei.

No. 10 zu $1 00 per Dutzend, portofrei.

No. 15 $1.50 per Dutzend, portofrei.

Ein Probepaket, enthaltend je einen Umschlag von oben angeführten zwölf Sorten, wird auf Verlangen an irgend eine Adresse in den Ver. Staaten und Canada für 30 Cents, portofrei geschickt.

Wir empfehlen den Herrn Lehrern ganz besonders die erstgenannten Umschläge, No. 20 bis 25 zu 25 Cents per Dutzend. Schönere Umschläge kann man für so wenig Geld in unserem Lande nicht kaufen. Solche Umschläge kann auch der Lehrer kaufen, der nur $200 bis $300 im Jahr verdient. Zu beziehen durch

MENNONITE PUBLISHING CO.,
Elkhart, Ind.

Montana.

20,000 Acres ausgesuchtes Farmland zu verkaufen. Sichere Ernten jedes Jahr— keine Dürre. Hohe Preise für Produkte. Günstige Bedingungen. An gute Pächter würden wir vielleicht verpachten.

D. A. RICHARDSON,
Great Falls, Montana.

Marktbericht.

Getreidemarkt.

Freitag, den 1. November 1901.

Chicago, Ill.

Cash.	
Weizen, No. 2 rot	72 —
" No. 3 rot	70 —71
Korn, No. 2	57 —
" No. 2 gelb	58 —
Hafer, No. 2	37 —

Minneapolis, Minn.

Cash.	
Weizen, No. 2 nördl	68 —
Mehl, Second Patents	

Duluth, Minn.

Weizen, No. 2 nördl	67½—

Kansas City, Mo.

Cash.	
Weizen, No. 1 hart	
" No. 2 rot	71 —
Korn, No. 2 gem Cash	39½—
Hafer, No. 2 weiß	38 —39

Viehmarkt.

Chicago, Ill.

Rindvieh.	
Mittelmäßige Stiere	$4.40—5.20
Kühe, mittelmäßige	2.85—4 50
Kälber, beste	4.75—6.25
Schweine.	
Beste und ordinäre von mehr als 245 Pfd. Durchschnittsgewicht	$5 50—6.00
Do. durcheinander	2.75—5.40

Kansas City, Mo.

Rindvieh.	
Stiere, einheimische	4.80—6.50
Texas-Stiere	2.60—3.80
Schweine.	
Schwere	5.95—6.05

Kümmere dich nicht!

Von Therese, Prinzessin von Bayern.

Du thust das Gute, um den Menschen zu
gefallen?
Darum, und wird dein Thun verkannt
von ihnen allen,
Laß dich nicht irre machen, halte still.

Und wenn sie dich auch lästern und zu
tiefst verletzen,
Was liegt daran, es geht auch das vorbei;
Du lernst gar bald der Menschen Lob ge-
ring zu schätzen,
Und was sie sagen, das ist einerlei.

Nur vor dir selber und vor Gott mußt
du bestehen
Und unverrückbar folgen deiner Pflicht,
Dann wirst du freudig auch die schwersten
Wege gehen —
Und um die Menschen kümmere dich nicht!

Ein Geheimnis.

Wie kann man unter verschiedenen Umständen gesund bleiben, trotzdem man sich Erkältungen aussetzen, oder sich anstrengen oder überarbeiten muß? Indem man sich Blut und Leber mit Puschecks Blutmittel in Ordnung hält, oder sein Erkältungsmittel gebraucht und alle Anzeichen von Schwäche, Nervenleiden, Rheumatismus oder Verstopfung schnell durch Puschecks Blutmittel heilt.

Kearney, Neb., 22. Nov. 1900.
Puschecks Hauskuren haben mir große Dienste gethan, haben Wunder gewirkt; gleich beim zweiten Gebrauch habe ich keine Schmerzen mehr gehabt.
Julia Stierlen.

McCook, Neb., 6. März 1901.
Geehrter Herr Doktor!
Einliegend finden Sie $1.00 Money-Order für das Frauenmittel. Dieses Mittel ist sehr probat für Frauenkrankheiten und hat sich bei meiner Frau außerordentlich heilgebend erwiesen.
Mit Gruß, Henry Hammann.

Entsetzliche Schmerzen. Herr J. W. Thomas, P. O. Box 367, Rich Hill, Mo., berichtet im Interesse Rheumatis-Leidender folgendes: „Es gereicht mir zum Vergnügen, konstatieren zu können, daß „Gloria Tonic" mich kurirt hat. Drei Jahre lang wurde ich von Rheumatismus gefoltert und war nicht imstande zu arbeiten. Zur Zeit, als ich mit der ersten Schachtel begann, waren die Schmerzen so entsetzlich, daß ich mich weder im Zimmer bewegen noch im Bett liegen konnte; aber als ich zwei Schachteln gebraucht hatte, hatten die Schmerzen nachgelassen und ich war imstande, meine Arbeit wieder aufzunehmen. Ich fühle jetzt besser als seit zwölf Jahren. Ich kann freudig „Gloria Tonic" jedem empfehlen, der an dieser schrecklichen Krankheit leidet. Leser dieser Zeitung, welche an Rheumatismus leiden, sollten nicht verfehlen, sich an den Hersteller dieses Mittels, Herrn John A. Smith, 1480 Germania Building, Milwaukee, Wis., zu wenden. Derselbe erbietet sich, einem jeden Leser dieser Zeitung auf Wunsch ein Probe-Paket dieses köstlichen Mittels frei zu übersenden.

Geld! Geld!

Auf Land in unserm County und angrenzend, können wir schnell und so billig wie sonstwo Geld liefern. Freiheit jährliche Zahlungen zu machen. Papiere werden bei uns gemacht, und das Geld am selben Tag ausgezahlt, wenn der Besitztitel gut ist. Sprecht vor. Achtungsvoll
THE BANK OF MOUNTAIN LAKE.
J. H. Dickman, Cashier.



Schnellzüge nach Norden

auf der Chicago & Northwestern Bahn gehen täglich von Chicago ab nach Milwaukee, Madison, Green Bay, Fond du Lac, Oshkosh, Appleton, Escanaba, Ishpeming, Marquette, Ashland, St. Paul, Minneapolis und Duluth und nach allen Punkten in Wisconsin und im Kupfergebiet. Kürzeste Zeit. Durch das malerische Wisconsin. Unübertroffene Bedienung. Das Beste von allem. Wegen Tickets, Fahrpreisen und voller Auskunft wende man sich an den nächsten Ticketagenten, oder schreibe an
A. H. Waggener, 22 Fifth Avenue, Chicago, Ill.

Großartige Ernten

werden erzielt entlang der Strecke der



in Nebraska, Kansas und

Oklahoma.

Genügend gutes, billiges Land ist in den Distrikten, wo man ergiebige Ernten erzielt, nahe bei Stationen der Great Rock Island Route, zu haben; es sind somit die Vorteile der besiedelten Gegenden und ausgezeichnete Gelegenheiten, die Märkte zu erreichen, vorhanden.

Viele Exkursionen für Heimstätte-Suchende

gehen nach jenen Distrikten zu so niedrigen Fahrpreisen, daß es sich lohnt, die Sache zu untersuchen.

Man schreibe um den "Western Trail", eine vierteljährliche Ausgabe, welche die Thatsachen in Bezug auf die Farmgelegenheiten im Westen und Südwesten beschreibt. Auf ein Jahr frei zugesandt.
John Sebastian, G. P. A., Chicago, Ill.

Verlangt Verkäufer,
um einen Vorrat von ausgesuchten Baumwaren zu verkaufen. Arbeit beständig und besondere Veranlassung für die rechten Personen. Alle Ware garantiert. Man schreibe sofort um Bedingungen und sichere sich eine gute Beschäftigung für den Herbst und Winter. Man adressiere
THE HAWKS NURSERY COMPANY,
Milwaukee, Wis.





Homes In The South

are cheaper than in the North. Living is cheaper, too, in a climate where pasture is good 10 months in the year, and clothing and fuel requirements are comparatively light

WHEN YOU GO SOUTH

remember that the

Queen and Crescent Route

offers the best inducements. FREE reclining chair cars are carried on night trains. Parlor cars on day trains. Homeseekers' tickets sell at only a small amount over one fare for the round trip. Free books, maps and further information as to stock and fruit raising in the South will be sent on application.

W. C. RINEARSON, G. P. A., Cincinnati, Ohio.

DAILY EXCURSIONS

TO CALIFORNIA

Through first-class and Tourist Sleeping Cars to points in California and Oregon every day in the year from Chicago.

PERSONALLY CONDUCTED EXCURSIONS

Every Thursday from Chicago.

**Lowest Rates,
Shortest Time on the Road,
Finest Scenery.**

Only route by which you can leave home any day in the week and travel in tourist cars on fast trains all the way. For descriptive pamphlets and full information inquire of nearest agent, or address W. B. KNISKERN, General Passenger and Ticket Agent, Chicago.

Chicago & North-Western Railway.

Prämien zur „Mennonitischen Rundschau"

für das Jahr 1902.

Kostenfreie Prämien bei Vorausbezahlung für 1902.

Prämie No. 1. Testament mit Psalmen. Dieses ist ein kleines Testament, und es sollte niemand, der diese Prämie wählt, die Worte hinzufügen: „Ich will aber ein Testament mit sehr grobem Druck haben." Wir haben auch Testamente mit sehr grobem Druck, dieselben sind jedoch zu teuer, um sie umsonst weggeben zu können. Man siehe darüber diese Liste weiter unten.

Prämie No. 2. Zeugnisse von Christo, herausgegeben von A. Kröker, Spat, Rußland. Diese Gratisprämie wird von vielen Brüdern mit Freuden begrüßt werden, denn sie bringt uns originelle Predigten von mennonitischen Predigern.

Prämie No. 3. Eine große Auswahl Erzählungen von Barth und Schmid. Diese Erzählungen sind in der ganzen Welt unter jung und alt berühmt und beliebt geworden. Die Ausstattung, in steifem Deckel mit koloriertem Bilde versehen, ist für den Preis sehr nett. Wir führen hier nur einige der Titel an: Die Gebirgsreise — Der Negerknabe Cuff — Die Ostereier — Das Bild in Teinach — Das Frauenkreuz — Jerry Creed — Wo wächst der Glücksbaum — Der Wolkenbruch — Die Botenfrau — Das Pergament — Die Urfeder — Die Flucht des Camisarden — Die Kasette — Der Weinachtsabend — Tante Sophie — Der arme Heinrich.

Wer uns also den Betrag für die „Rundschau" ($1.00) für 1902 einsendet, der darf sich eine der obenangeführten Prämien wählen. Wir schicken die Prämien an vorausbezahlende Leser umsonst.

Wer uns $1.25 einschickt, erhält die „Rundschau" für ein Jahr und

Prämie No. 4, „Der Christliche Jugendfreund", oder

Prämie No. 5, das allbekannte und beliebte **christliche** oder **klassische Vergißmeinnicht.** Wer diese Prämie wählt, sollte immer angeben, ob er das christliche, welches Bibelsprüche und Liederverse enthält, oder das klassische Vergißmeinnicht, welches ausgewählte Gedichte unserer Klassiker enthält, haben will.

Wer uns $1.30 einschickt, erhält die „Rundschau" für 1902 und

Prämie No. 6, „Wahrheiten für unsere Tage" von Friedrich Oehninger. Der Verfasser dieses Buches ist vielen von unsern Bibelforschern schon bekannt, und wir brauchen zu seiner Empfehlung nichts weiter zu sagen.

Wer uns $1.35 schickt, erhält die „Rundschau" für 1902 und

Prämie No. 7, „Sieghardus, der Hauptmann, der beim Kreuze stand". Wir stellen dieses Buch wieder auf die Prämienliste, weil wir von mehreren darum angegangen wurden.

Wer uns $1.40 schickt, erhält die „Rundschau" für 1902 und

Prämie No. 8, „Ernstes und Heiteres aus dem Burenlande und Kriege in Südafrika" von H. Hypke. Dieses Buch ist fein ausgestattet und bringt auf seinen 170 Seiten viele Illustrationen, Beschreibungen und Episoden aus dem großen Kampfe der tapferen Buren gegen die Uebermacht Großbritanniens. Jedermann, der Interesse für die Ereignisse der Zeit hat, wird dieses Buch mit Freuden begrüßen.

Wer uns $1.65 schickt, erhält die „Rundschau" für 1902 und

Prämie No. 9, das Buch **„Die Krankenpflege in der Familie",** von Dr. F. Kiesewetter. Mancher Familienvater hätte sich schon oft einen Extragang zum Doktor und auch wohl einige Dollars Ausgaben ersparen können, wenn er etwas mehr von Krankheiten und Krankenpflege verstanden hätte.

Wer uns $3.23 einschickt, erhält die „Rundschau" für 1902 und

Prämie No. 10, Lehrerbibel mit Daumenregister. Wie beliebt diese Prämie in unserm Leserkreise ist, zeigt der stets wachsende Bedarf danach. Dieses Buch wird noch an anderer Stelle der „Rundschau" besonders angepriesen werden, wenn es überhaupt noch nötig ist, das zu thun.

Diese Prämien-Offerte ist gültig bis zum 1. Februar 1902.

Prämien für Gewinnung neuer Leser.

Wer von jetzt an für das Jahr 1902 einen neuen Leser gewinnt und den Betrag für die „Rundschau" auf ein Jahr ($1.00) mit der Bestellung einschickt, erhält als Prämie eins der folgenden Bücher: Testament mit Psalmen, 4x6 Zoll, wird mit 35 Cts. verkauft. Das Haidehaus, schön gebunden, mit bunten Bildern, 208 Seiten. Der Zigeuner. Das Volk und seine Treiber. Einkehr. Friedel. Obige Erzählungen sind teils von Glaubrecht und teils von Horn, sind von 180 bis 208 Seiten stark, und jeder Band enthält acht sehr schöne kolorierte Bilder.

Wer von jetzt an für das Jahr 1902 zwei neue Leser gewinnt und den Betrag ($2.00) dafür einschickt, darf sich zur Belohnung für seine Mühe eins der folgenden Bücher wählen:

Testament mit Psalmen, 5½ bei 8 Zoll. Dieses Testament hat schönen, klaren Druck.

Des Christen Geheimnis eines verborgenen Lebens, von Hannah Whitall Smith. Dieses Buch ist eines derjenigen Bücher, von welchen in kurzer Zeit viele Hunderttausende verkauft worden sind. Der Ladenpreis ist 75 Cts.

Grimms schönste Märchen. Ein großes Märchenbuch für die langen Winterabende.

Perlen deutscher Sagen. Wer den Einfluß der Volkssagen auf ein Kindesgemüt kennt, wird sich freuen, Gelegenheit zu haben, solch ein Buch seiner Familienbibliothek ohne Geldauslagen einverleiben zu können.



Der russische Familienkalender

herausgegeben von

A. Kröker, Spat, Rußland,

ist für den geringen Preis von





zu beziehen durch:

MENNONITE PUBLISHING CO., Elkhart, Ind.

Der Kalender ist in mancher Beziehung empfehlenswert, besonders gefällt uns die Karte der **Molotschnaer Kolonie,** welche dem Kalender beigefügt ist. Das Studium dieser Karte wird manchem eine köstliche Stunde bereiten.

Hervorragende Neuheit!

Volks-Universal-Lexikon.

Ein Nachschlage- und Belehrungsbuch für alle Fälle und Lagen des täglichen Lebens.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. phil. E. Dennert. Lexikon-Oktav-Format. In reichem Originalhalbfranzband. Umfang 2624 Spalten, 24 Karten, 44 Tafeln, darunter 6 kolorierte, 670 Textillustrationen.

———0———

Einzigstes Konversations-Lexikon, welches auf dem Boden der christlichen Weltanschauung steht und zu seinen Mitarbeitern viele der bedeutendsten deutschen evangelischen Theologen zählt.

Portofrei an irgend eine Adresse........$5.00.

Zu beziehen durch die

MENNONITE PUBLISHING CO.,
ELKHART, IND.